

090
Schi



Robert Schinzinger

Aus meiner OAG Mappe

- Weihnachtsansprachen in Tokyo-



OAG

Die Mappe enthält Ansprachen, die ich bei Weihnachtsfeiern der OAG gehalten habe, Bilder aus der alten Zeit unserer Gesellschaft, verbunden mit Reflexionen über die Gegenwart und der Erinnerung an schöne deutsche Gedichte. Die Herausgabe geschieht auf Wunsch vieler Mitglieder. Beim Lesen sollte man sich gegenwärtig halten, daß diese Reden gesprochen und beim Schein der Lichter des Christbaums gehört wurden.

© Copyright 1981, Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens - OAG -

5-56, Akasaka 7-chōme, Minato-ku, Tokyo 107, Japan

1969

Wieder feiern wir Weihnachten im eigenen Hause und erinnern uns an die alten Zeiten der OAG, von der wir viel gehört haben. Im Jahre 1873 hatte die neue Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde noch kein eigenes Heim, und es ist anzunehmen, daß die erste Weihnachtsfeier, wenn es überhaupt eine gab, im Klub Germania in Yokohama stattfand, aber das ist nicht aktenkundig.

Wie sah es vor hundert Jahren in Japan aus? Tokyo, das damals offiziell schon so hieß, aber allgemein immer noch Edo (Yedo) genannt wurde, war eine mittelalterliche japanische Großstadt, ein Meer niedriger kleiner Häuser mit kleinen Gärten; hie und da ein großer Tempelbau in einem Park. Die Eisenbahn nach Yokohama war gerade eröffnet worden und lief von Shimbashi nach Sakuragichō. Yokohama war eine neue, für Ausländer angelegte Stadt, in der meistens junge Leute wohnten, denn die königlichen Kaufherren von Bremen und Hamburg reisten nicht selbst in den wilden Osten. Es war ja auch wegen des noch verbreiteten Fremdenhasses gefährlich. Die jungen Ausländer waren meistens beritten, aber ihre Bewegungsfreiheit war noch (aus Sicherheitsgründen) auf das Gebiet zwischen Kawasaki und Kamakura beschränkt, obwohl es schon die neue Eisenbahnlinie gab. Das Pferd spielte immer noch eine große Rolle. Das zeigt eine Anekdote aus dem alten Kobe, die uns Otto Refardt erzählt hat. Im deutschen Klub Concordia erschien ein junger Mann und führte seinen Gaul an die Bar, wo er ihm aus dem Sektkühler Wasser zu saufen gab. Als sich andere Mitglieder beschwerten, zeigte er auf ein Schild über der Bar: "Das Mitbringen von Hunden ist verbo-

ten". Er sagte "Von Pferden steht hier nichts". Übrigens scheint in der alten OAG in Tokyo auch unter den Diplomaten und Gelehrten ein derb-burschikoser Ton geherrscht zu haben.

Aber auch das Leben in Deutschland, besonders in den kleinen und mittleren Städten, war vor hundert Jahren noch ziemlich bäuerlich. Mein Großvater, Chefarzt eines Krankenhauses in Freiburg, ging noch in hohem Alter den weiten Weg von seinem Hause in der Vorstadt zum Krankenhaus in der Altstadt zu Fuß und besuchte seine Patienten im Schwarzwald zu Pferd, obwohl er natürlich einen Wagen und Kutscher hatte. Mein Vater ging vor hundert Jahren gerade in die Volksschule, wo in seiner Klasse 90 Kinder waren. Einmal fehlte er und brachte am nächsten Tag folgende Entschuldigung mit: "Mein Sohn konnte gestern wegen eines Familienfestes nicht in die Schule gehen." Der Lehrer fragte freundlich: "Was war das denn für ein Familienfest?" Der Kleine antwortete prompt: "Wir haben ein Schwein geschlachtet."

Ja, das Leben war damals noch recht bäuerlich. Wenn der Winter vor der Tür stand, mußte der Keller gefüllt sein. Genügend Brennholz, Kartoffeln, Sauerkraut, ein Fäßchen Wein, möglichst eigenes Gewächs, - und da wurde eben auch ein Schwein geschlachtet, und die Metzelsuppe war ein großes Fest, wie ich mich noch aus meiner eigenen Kindheit erinnern kann.

Mein Vater besuchte am ersten Weihnachtsfeiertag seine Großmutter, eine Dame aus der Biedermeierzeit. Bei ihr gab es keinen Christbaum, sondern an der Wand des Salons stand, mit Tannenreisern und Wachslatern geschmückt, eine riesige Krippe, die ich später im Hause einer Großtante bewundern konnte: Zierliche Puppen mit hübschen Wachsgesichtern; die heilige Familie im

Stalle zu Bethlehem, die Hirten auf dem Felde mit wolligen Schäfchen, der Engel und die heiligen drei Könige mit Gefolge, im Hintergrund die Burg Jerusalem, und in einer Felsenspalte ein uralter Einsiedler in seiner Klausur. In der Schule sagte man, der Christbaum sei eine uralte germanische Sitte, aber der junge Goethe sah 1770 im Elsaß zum ersten Mal einen Christbaum. Die uralte Sitte ist wohl eine romantische Fiktion, aber die historische Faktizität verliert an Weihnachten ihre Bedeutung. Das deutsche Volk zeigt in vielen Liedern sein tiefes Mitgefühl mit der jungen Mutter, die im kalten Winter ihr Kind in dem ärmlichen Stall zur Welt bringen mußte.

In vielen Jahrhunderten hat die Phantasie des Volkes am Bild der deutschen Weihnacht geschaffen, und auch wir erzählen unseren Kindern vom Christkind oder vom Weihnachtsmann. Und die Kinder selbst, wenn sie es auch schon längst anders wissen, tun so, als ob sie daran glaubten; sie spielen mit. Weihnachten ist ein Bild, das uns ins Herz tief eingezeichnet ist. Die geschichtliche Wirklichkeit kümmert uns wenig.

Da ich nun schon einmal von meiner Familie gesprochen habe, möchte ich noch etwas von meinem Onkel erzählen, der in den Neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts in der OAG oft den Weihnachtsmann machte und auch sonst eine bekannte Persönlichkeit war. In den alten "Mitteilungen" der OAG gibt es zwei Aufsätze von ihm (ursprünglich Vorträge): einen über die Falkenjagd in Japan, und einen über japanische Waffen, wobei der Bogen eine große Rolle spielt, der heute nur noch als Sportgerät bekannt ist. Daß er gerade diese Themen wählte, ist verständlich, wenn man weiß, daß er Hauptmann in einem württembergischen Artillerieregiment gewesen war und dann die Firma Krupp in Japan vertrat. Er hatte als Offizier den Abschied genommen, weil er eine

Tänzerin heiraten wollte, was damals mit der Standesehre eines Offiziers unvereinbar war. Mein Vater, der sonst nicht besonders gut mit seinem älteren Bruder Albert auskam, rühmte das immer sehr; denn er schätzte seine liebenswürdige, zierliche Schwägerin Flora. Ein badischer Staatsminister, Freund unseres Großvaters, empfahl der Firma Krupp den Hauptmann a.D. Albert Schinzinger, und er kam im Auftrag Krupps zuerst nach Amerika, dann nach Ägypten und zuletzt nach Japan, wo er großen Erfolg hatte, da man in der Meijizeit gute Waffen brauchte, um sich gegen die westlichen Großmächte zu behaupten.

In Tokyo knüpfte er Beziehungen zu hohen Militärs an und zog sich, wenn es zu einem Kauf kam, vornehm zurück, denn die kaufmännischen Abschlüsse wurden durch die Firma Illies getätigt. Dabei kam er aber nicht zu kurz; denn er kehrte 1904 als reicher Mann in unsere Vaterstadt Freiburg zurück. In Japan scheint er nicht gespart zu haben. Ich hörte hier viel über sein gastliches Haus. Als Beispiel möchte ich nur die folgende Anekdote wiedergeben, die ich in Yokohama von einem schwäbischen Landsmann meines Onkels hörte.

Einmal hatte der Hauptmann Schinzinger vornehme Gäste eingeladen, darunter einen Prinzen. Er befahl seinem Koch, am Vortag genau das gleiche Diner zu machen, als Hauptprobe sozusagen. Da aber Onkel Albert und Tante Flora zu einer wichtigen Einladung ausgehen mußten, bat er seinen jungen schwäbischen Landsmann, die Probe abzunehmen und genau darauf zu achten, daß alles klappte. So ging dieser also in die Schinzingerische Villa und wurde in den Salon geführt, wo im Kamin ein behagliches Feuer prasselte. Kaum hatte die Stutzuhr auf dem Kaminsims 7 geschlagen, da öffneten sich die Schiebetüren zum Speisezimmer, und der Boy

number one erschien in Kimono und Hakama und sagte auf Deutsch: "Es ist serviert." Der einsame Gast wurde an die mit gutem Linnen, feinem Porzellan und viel Silber gedeckte Tafel für zwölf Personen geführt, ein anderer Boy servierte Vorspeisen, während ein dritter den Sherry einschenkte. Beim Schein der vielen Kerzen in silbernen Leuchtern aß der schweigsame Gast, unbekümmert um die elf leeren Stühle, Gericht um Gericht, Wein um Wein. "Und", so fuhr der Erzähler (nach 40 Jahren immer noch aufgeregt) fort, "nachdem ich mich an all den guten Sachen sattgegessen hatte, kam noch ein Hasenbraten. Und ich ess doch Has ums Lebe gern! Da hab ich vor lauter Zorn des ganz Häsle aufgefresse."

Der Enkel des berühmten Dr. Bälz schenkte mir vor seinem Tode eine kleine Silberplatte, auf der ein Dankbrief meines Onkels an den Arzt Dr. Bälz eingraviert war. "Die schrieben damals auf Silber", sagte er. Ich las. Es war ein Dank für ärztliche Behandlung, und zwar in Versen. Es begann so: "Pereat der Tuberkel, das hunds-gemeine Ferkel!" Wie ich meinen Onkel kenne, war das silberne Poem von einem dicken Scheck oder einer Kiste Sekt begleitet. Für mich ist das Datum interessant, da es mein Geburtsjahr 1898 war.

Als ich sechs Jahre alt war, kam der reiche Onkel aus Japan zurück und baute in Freiburg am Lorettoberg eine schloß-ähnliche Villa, die den Namen "Villa Sakura" führte. Im Vorgarten blühten im April die japanischen Kirschbäume, und hinter dem Hause war der Abhang mit Azaleen bepflanzt, an die sich ganz unten ein Irisfeld anschloß, durch das ein kleiner Bach rieselte. Eingang und Halle waren mit japanischen Waffen und Masken geschmückt; an der Wand standen kleine Bronzekanonen aus dem 17. Jahrhundert, und in einer Nische thronte ein riesiger vergoldeter Buddha. Aus Rücksicht auf die from-

men Freiburger Bürger brachte der Onkel später vor dem Götzenbild einen schönen Vorhang an.

Unter alten Papieren fand ich das gedruckte Menü zum Festmahl, das der japanische Ehrenkonsul Schinzinger im Jahre 1910 anlässlich des Geburtstages S.M. des Kaisers von Japan gab. Um Ihnen den Mund nicht wässrig zu machen, zähle ich die Speisen und die dazu gehörenden Weine nicht auf, sondern erwähne nur, daß zu jedem Gang das Musikstück angegeben war, das dazu vom Freiburger Stadtorchester gespielt wurde.

Leider dauerte dieser Glanz nicht lange. Ein Schwindler, der im Mooswald bei Freiburg Öl gefunden zu haben behauptete, verschwand mit dem Vermögen meines Onkels. Er mußte die schöne Villa und Stücke seiner Sammlungen verkaufen. Bei Ausbruch des Krieges meldete sich der Onkel, groß und dick wie ein Sumo-tori, bei seinem alten Regiment in Ludwigsburg und tat als Major Bürodienst. Nach dem Kriege folgte er dem Beispiel des deutschen Kaisers und ging nach Holland, wo er den Rest seiner japanischen Sammlungen verkaufte. Aber bald kehrte er doch in die Republik zurück, erhielt von Japan den Ehrentitel "Generalkonsul" und machte eine Firma "Albert Schinzinger & Co" auf und zog in eine elegante Etagenwohnung in der Hindersinstraße ein, nahe am Reichstag.

Dort besuchte ich den Onkel, als japanische Professoren mich aufforderten, als Lektor nach Japan zu gehen. Er hörte mich ruhig an, schüttelte dann den Kopf und sagte: "Als Lehrer verdient man kein Geld." Ich erwiderte, ich wolle nicht Geld machen, sondern die Welt sehen. Das leuchtete ihm ein und er stellte mich dem japanischen Botschafter mit den Worten vor: "Mein Neffe ist in allem das Gegenteil von mir. Er raucht nicht, er trinkt nicht und studiert nur." Der Botschafter sah von

meiner hageren Figur zu der umfangreichen Gestalt meines Onkels und reichte mir lächelnd die Hand. Bald kam vom Mombushō ein Telegramm an die japanische Botschaft in Berlin, man solle mit mir einen Vertrag schließen; das Reisegeld würde dann telegraphisch überwiesen werden. Ich heiratete, und die Hochzeit war zugleich ein großes Abschiedsfest. Aber mir war nicht wohl zu Mute. Das Reisegeld war nicht gekommen. Wenn es ausblieb, stand ich als Heiratsschwindler da. Aber gerade nach dem großen Hochzeitsschmaus kam die Nachricht aus Berlin, daß das Geld eingetroffen war. Wir reisten über Heidelberg und Weimar nach Berlin, wo mein Onkel mir noch viele Empfehlungsbriefe gab. Dann ging es über Holland nach London, wo wir das japanische Schiff bestiegen, das uns in vierzig Tagen nach Japan brachte.

Da wir heute eine Weihnachtsfeier haben, möchte ich noch aus meiner Kindheit von einem Nikolaustag berichten, an dem der Onkel Albert als Nikolaus zu uns kam. Er hatte einen weißen Bart, eine hohe Bischofsmütze und ein langes Gewand, vielleicht ein Nō-Kostüm. Er sah noch viel größer aus als sonst und mit seinem Stab wirklich wie ein Heiliger. Mit ihm kam als Knecht Ruprecht sein japanischer Koch, ein kleiner beweglicher Mann mit einer Dämonenmaske, einer struppigen Perücke und einem Sack auf dem Rücken, aus dem später Äpfel, Nüsse und Lebkuchen kollerten. In der Hand schwang er drohend eine Rute. Mein kleiner fünfjähriger Bruder erschrak sehr, als er merkte, daß alle seine kindlichen Untaten dem Nikolaus bekannt waren; er rannte aus dem Zimmer, weil er unbedingt verschwinden mußte.

Nach dieser kleinen Abschweifung komme ich wieder auf meine Ankunft in Japan zu sprechen. Am 1. September 1923, also an dem Tage, als das große Erdbeben Tokyo und Yokohama zerstörte, fuhr unser weißes

Schiff ruhig in die blaue Inlandsee ein. Aus Nebelstreifen wurden da und dort grüne, mit Kiefern bewaldete Inseln sichtbar. Ich erinnerte mich an das Lied von Hugo Wolff "Du bist Orplid, mein Land". Während unserer Trauung hatte mein Schwiegervater Variationen darüber auf dem Harmonium improvisiert. Das Gedicht ist von Eduard Mörike und lautet:

Gesang Weylas

Du bist Orplid, mein Land,
das ferne leuchtet;
vom Meere dampfet dein besonner Strand
den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.
Uralte Wasser steigen
verjüngt um deine Hüften, Kind.
Vor deiner Schönheit beugen
sich Könige, die deine Wächter sind.

1970

Zur Abwechslung verfaßte ich einmal für unsere Weihnachtsfeier ein Puppenspiel in Knittelversen. Leider war es für Weihnachten zu lustig, und für Fastnacht zu wenig lustig. So wanderte es in den Papierkorb. Aus der Erinnerung möchte ich Ihnen heute eine kleine Episode daraus in Prosa erzählen:

Kasperle und der Weihnachtsmann sitzen auf einer Bank vor dem verschneiten OAG Haus und unterhalten sich über diese merkwürdige und bemerkenswerte Gesellschaft. Kasperle erzählt von einem steinreichen Mann, der seiner Frau zu Weihnachten ein OAG Buch schenkte. Der Weihnachtsmann fragt, ob der Mann ein Mitglied der OAG war. Kasperle: "Nein, dazu war er zu geizig. Aber die OAG Bücher sind preiswert, und ein wissenschaftliches Buch sieht im Salon immer gut aus." Der Weihnachtsmann will weiter wissen, ob denn die Frau mit diesem Geschenk zufrieden war. Der Kasperle lacht verschmitzt und sagt: "Das will ich meinen! Denn als sie das Buch aufschlug, lag immer zwischen zwei Seiten ein Hundertyen-Schein. Und das waren damals zweihundert Mark." Der Weihnachtsmann schüttelt den Kopf und murmelt: "Was es nicht alles gibt!"

Diese Episode, die wirklich passiert ist, erzähle ich nicht, um sie zur Nachahmung zu empfehlen, sondern weil sie zeigt, wie das weihnachtliche Schenken zur Protzerei entarten kann.

Warum macht man denn eigentlich an Weihnachten Geschenke? Doch wohl aus Freude und Dankbarkeit für das große Geschenk, das die Menschheit in der ersten Christnacht erhalten hat. In meiner Jugend wurden nicht

nur die Kinder beschert. Auch die Kinder machten für ihre Eltern kleine, selbstgemachte Geschenke. Man wollte in der Familie und unter Freunden Freude verbreiten.

Alles Schöne und Große im Leben ist im Grunde ein Geschenk: Liebe, Talent und alles was die Erde uns bietet. Der Dichter Rilke sagt: "Wenn sich der Bauer müht und erntet, - die Erde schenkt." Aber was haben wir aus der schönen Erde gemacht? Man klagt überall über die Umweltverschmutzung, aber mit Regierungserlassen wird wenig geändert, solange sich nicht die Menschen ändern. Jeder Einzelne muß wieder Achtung und Dankbarkeit für die Geschenke der schönen Natur lernen. Und eben die Adventszeit erinnert uns, wie sehr wir uns von der Natur und unserem Ursprung entfernt haben.

In einem Gedicht von Eichendorff heißt es:

Nächtlich macht der Herr die Rund,
sucht die Seinen unverdrossen,
aber überall verschlossen
trifft er Tür und Herzensgrund.

Und er wendet sich voll Trauer:
Keiner ist, der mit mir wacht.
Nur der Wald vernimmt's mit Schauer,
rauschet fromm die ganze Nacht.

Auch unser Wald ist längst ein wirtschaftliches Nutz-Objekt geworden, rationell angepflanzt, durchzogen von Autostraßen, auf denen das Nutzholz abgefahren wird und Touristen durchgeschleust werden, die kein Ohr haben für das fromme Rauschen des Waldes.

Da ist es kein schlechtes Zeichen, daß in vielen

Ländern die Jugend opponiert und revoltiert. Oft sind es gerade die Kinder wohlhabender Leute, die gegen den materialistischen Geist der alten Generation polemisieren und eine radikale Umkehr verlangen, eine Rückkehr zu einfachem und naturnahem Leben. Leider ist auch damit nicht selten viel Ungesundes und sogar Inhumanes verbunden, wie bei allen Revolutionen.

In diesem Herbst bekam ich Besuch von zwei jungen Leuten, Freunden von Freunden meiner Kinder. Er war Student, hatte einen blonden Bart und blonde Locken bis auf die Schultern, sie, auch Studentin, hatte offene blonde Haare bis zu den Kniekehlen. Beide trugen Sandalen an den nackten Füßen. Zuerst wußte ich wirklich nicht, was ich mit den langhaarigen Kindern anfangen sollte. Bald aber zeigte sich, daß sie nicht nur hübsch, sondern auch intelligent waren. Beide studierten Medizin und sprachen interessant von ihrem Studium und kritisch von der Geldschneiderei gewisser Medizinprofessoren. Was mich aber besonders für sie einnahm, war, daß sie mit wenig Geld und viel Verständnis durch Japan reisten und wanderten. Sie übernachteten in Jugendherbergen oder unter freiem Himmel und besuchten das öffentliche Badehaus. Sie fanden in dem durch Tourismus verdorbenen Japan noch stille, unberührte Landschaften, befreundeten sich ohne viel Worte mit den einfachen Menschen dort und horchten auf das fromme Rauschen der Kiefernwälder und die Brandung des ewigen Meeres.

Bei allem Neuen dieser oppositionellen Jugend erkennt man doch eine gewisse Tradition, wenn man an die Sturm- und Drangzeit des jungen Goethe denkt, oder an die jungen Romantiker, oder an die Jugendbewegung vor dem Ersten Weltkrieg. Alles geschichtliche Leben braucht Erneuerung, um nicht zu erstarren, und Tradition, um nicht in Chaos zu zerfließen.

Das gilt auch für die Geschichte der OAG und ihrer Weihnachtsfeiern. Seit 97 Jahren finden sich die Mitglieder an Weihnachten zusammen, aber die Form der Feier war nicht immer dieselbe. Am Ende des letzten Jahrhunderts, als die OAG noch eine Herrenengesellschaft war, hatte die Weihnachtsfeier einen studentisch-burschikosen Charakter. Nachdem man gut gegessen und getrunken hatte, erschien der Weihnachtsmann. Oft war es mein wohlgenährter Onkel, der seinen Pelzmantel umgekehrt anzog und seine Pelzmütze aufsetzte. Er trug einen langen, weißen Bart und auf dem Rücken einen Sack mit Geschenken. Damals brachte jeder für seine Freunde Geschenke mit. Diese wurden vom Weihnachtsmann ausgeteilt, und die Beschenkten mußten die beigegefügt lustigen Verse laut vorlesen. Natürlich wurden sie oft angepflaumt. Wie es so geht, wurden die Pflaumen immer größer und die Geschenke immer kleiner, sodaß es bald mehr Ärger gab als Freude. Die zur Unsitte gewordene Sitte wurde aufgegeben. Das habe ich natürlich nicht selbst erlebt. Ich kenne es nur vom Hörensagen.

Als dann in diesem Jahrhundert die OAG auch für Damen geöffnet wurde, kam mit den Damen auch ein feinerer Ton in die Weihnachtsfeiern. Nun gab es zum Schluß sogar einen Ball und vorher eine Tombola zu Gunsten der immer bedürftigen OAG Kasse.

Als wir nach dem letzten Krieg unsere erste Weihnachtsfeier hatten - es war im Tokyo Kaikan - da wurde allerdings schon nicht mehr getanzt. Es begann mit Weihnachtsmusik, aber nach dem Festessen gab es noch die traditionelle Tombola. Trotz des teuren Essens für 1500 Yen hatten wir über hundert Teilnehmer, und gute Sachen waren für die Tombola gestiftet worden. Ich hatte einen wertvollen Holzschnitt gestiftet, gewann aber nichts; Dr. Meißner dagegen bekam mehrere und gute

Gewinne. Als ich etwas neidisch sagte: "Sie haben ja heute Glück, Herr Meißner!" lachte er verschmitzt und flüsterte mir ins Ohr: "Ich habe auch viele Lose gekauft!"

Auch im neuen Hause war die Tombola zunächst noch eine Attraktion. Mit der Zeit aber wurden die Preise weniger originell, und trotz der witzigen Reden bei der Preisverteilung dauerte es zu lange. Viele gingen nach Hause, ohne abzuwarten, ob sie etwas gewonnen hatten. So gaben wir diese Tradition auf, die dann von der Japanisch-Deutschen Gesellschaft übernommen wurde. Stattdessen wurde die heute noch bestehende Sitte eingeführt, daß jeder ein Geschenk mitbringt. Natürlich gibt es auch Mitglieder, die vergessen, ein Geschenkchen mitzubringen. Einer solchen vergeßlichen Dame legte die Sekretärin ein OAG Heft auf den Tisch. Aber die Dame legte schnell das Heft wieder in den Korb und zog mit sicherer Hand eine Flasche Whisky heraus. (Dies wird aber nicht zur Nachahmung empfohlen!)

Die kleinen Geschenke, die verteilt werden, sind ja nur ein Zeichen für weihnachtliches Geben und Empfangen. Gerade bei den Weihnachtsfeiern zeigt es sich, daß unsere OAG kein rationaler Zweckverband ist, sondern ein geschichtlich gewachsener und sich ständig erneuernder Kreis, in dem gegenseitiges Verstehen und Vertrauen herrscht. Die Mitglieder schenken dem Vorstand ihr Vertrauen, dieser den Angestellten, und diese wieder den Mitgliedern. Ich erinnere hier an unseren kürzlich verstorbenen Hausmeister, den alten Futami-san, der sich und seine Familie mit der OAG identifizierte. Für seine Treue und weil er nach dem Kriege unbezahlt das OAG Grundstück bewachte, erhielt er auf Vorschlag von Dr. Friese und Botschafter Dr. Dittmann von der Bundesregierung das Verdienstkreuz, über das er sich riesig freute. Die japanischen Zeitungen rühmten damals die deutsche

Regierung, die nicht nur berühmten Leuten und reichen Politikern Orden verleihe, sondern auch die Treue eines einfachen Zimmermanns belohne. Diese Tatsache hat unserem Ansehen mehr genützt als der moderne Pavillon auf der EXPO.

Da wir von Vertrauen sprechen, möchte ich doch erzählen, daß es in dem rücksichtslos tosenden Lärm der Großstadt Tokyo auch noch eine stille Ecke gibt, wo Vertrauen selbstverständlich ist. Nicht weit von meiner Wohnung lebt ein alter japanischer Schriftsteller, der besonders Märchen schreibt und für seine Enkelin eine große Sammlung von Märchenbüchern zusammenbrachte. Nach dem plötzlichen Tod dieser Enkelin stellte er die Sammlung den Kindern der Gegend dort zur Verfügung. Auch meine jüngsten Kinder, die damals in die japanische Volksschule gingen, besuchten das Haus des alten Herrn. Durch die unverschlossene Haustür traten sie in die Bücherstube. Da war niemand; der Hausherr saß im Nebenzimmer über seinen Papieren. Die Kinder nahmen Bücher aus den Regalen und schrieben in ein Heft, das auf dem Tisch lag, ihren Namen und die Nummern der entliehenen Bücher. Wenn sie diese gelesen hatten, brachten sie sie wieder zurück, stellten sie in die Regale und strichen ihren Namen durch. Keinem Kind fiel es ein, das Vertrauen des alten Mannes zu mißbrauchen. So lebt in und neben der lärmenden Großstadt eine kleine stille Welt der Märchen und des kindlichen Vertrauens.

In unserem OAG Lesezimmer ist es ja ähnlich. Da wird nicht kontrolliert, und doch ist die prozentuale Verlustziffer viel kleiner als die einer großen Bibliothek, wo kontrolliert wird. Bücher gehen ab und zu verloren, aber nicht aus bösem Willen, sondern aus Schlamperei; jemand geht plötzlich nach Europa zurück und vergißt in der Aufregung des Packens die OAG Bücher zurückzu-

bringen. Manche haben es dann von Deutschland aus nachgeholt.

Einmal sah ich im Lesezimmer einen bärtigen Mann, den ich nicht kannte. Er hatte ein Buch in der Hand und sah sich suchend um. Ich fragte ihn, ob er Mitglied der OAG sei. "Nein", sagte er, "aber ich würde furchtbar gern dieses Buch für ein paar Tage leihen". Ich bedauerte; die Bücher seien nur für unsere Mitglieder da. Als er ein sehr trauriges Gesicht machte, fügte ich hinzu: "Natürlich kann ich selbst das Buch leihen und es Ihnen für sechs Tage geben. Wenn Sie es nicht zurückbringen, muß ich es eben selbst ersetzen". Der wilde Mann zog strahlend mit dem Buch ab, brachte es nach fünf Tagen zurück und sagte: "Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen."

Meine Damen und Herren! Ich habe zuerst vom Schenken gesprochen und zuletzt vom Vertrauen. Die deutsche Sprache verbindet beides in dem schönen Ausdruck "Vertrauen schenken". Vertrauen kann man nicht fordern und verlangen; es wird geschenkt oder nicht geschenkt. Ich schließe mit dem Wunsch, daß die schöne Atmosphäre des Vertrauens in unserer OAG noch weitere hundert Jahre erhalten bleibt, und daß die freundschaftliche Zusammengehörigkeit, die bei unserer Weihnachtsfeier so deutlich ist, auch über die Festzeit hinaus sich bewähren wird bei unseren geselligen und wissenschaftlichen Veranstaltungen.

1974

Wieder haben wir unsere deutsche Weihnachtsfeier im fremden Land, wieder hat die Hausfrau der OAG den Christbaum und die festliche Tafel mit ihren Helferinnen geschmückt, wieder hat uns der Schülerchor der Deutschen Schule mit Weihnachtsliedern erfreut, und wieder ich zu Ihnen sprechen.

Wir haben oft das Ungewöhnliche erwähnt, das in hundert Jahren durch die OAG geleistet worden ist. Immer waren es aber auch ungewöhnliche Menschen, die das Ungewöhnliche geleistet haben. Und von einem solchen ungewöhnlichen Manne will ich heute erzählen, nämlich von Professor Hermann Bohner, der einigen von Ihnen durch seine Vorträge in Tokyo, vielen durch seine Bücher bekannt sein wird, besonders durch die zwei Bände über das Nō, von denen der zweite Band "Die einzelnen Nō" für jeden Besucher von Nō-Spielen unentbehrlich ist. Aber fürchten Sie nicht, daß ich heute Abend alle seine Schriften bespreche, deren Katalog allein schon ein Heft füllt.

Mit Dr. Bohner und seiner Frau haben meine Frau und ich in Osaka manchen ersten Weihnachtsfeiertag zusammen gefeiert. Von ihm habe ich damals viele Anregungen bekommen, denn er gehört zu den Altmeistern der deutschen Japanologie, obwohl er nie in Deutschland gelehrt hat. Bohner war, wie gesagt, ein ungewöhnlicher Mann und hat auch eine ungewöhnliche Lebensgeschichte. Er wurde als Sohn eines Missionars und Handwerkers in Afrika an der Goldküste geboren, und sein älterer Bruder schrieb später einen Roman über den Vater, mit dem Titel "Der Schuhmacher Gottes". Her-

mann Bohner wurde als Kind zu einer Tante nach Worms am Rhein gebracht, wo er das Gymnasium besuchte. Er studierte evangelische Theologie und wurde Lehrer an einer deutschen Missionsschule in Tsingtao. Dort studierte er eifrig Chinesisch und befreundete sich mit Richard Wilhelm, dem berühmten Sinologen, dessen Schwägerin er später heiratete. Zeitlebens verehrte er Richard Wilhelm sehr, und wenn jemand in seiner Gegenwart an Wilhelms Übersetzungen Kritik übte, stand er auf und verließ ostentativ das Zimmer.

1914 meldete er sich in Tsingtao als Kriegsfreiwilliger und kam als Kriegsgefangener nach Japan. Vermutlich brachte er wie viele China-Deutsche keine besondere Sympathie für die Japaner mit, was sich im Gefangenenlager offenbar zu einem Komplex entwickelte, einer Art Verfolgungswahn. Er soll, wie Dr. Überschaar sagte, im Lager das Gerücht verbreitet haben, die Japaner wollten die Gefangenen vergiften. Jedenfalls wollte er in späteren Jahren möglichst nicht Japanisch essen und nahm auf Ausflügen genug eigenen Proviant mit oder übernachtete in einem Hotel westlichen Stils. Aber immer war er mißtrauisch, jemand könnte von seinem Wissen Gebrauch machen. Im Lager hielt er für die Kameraden Vorträge über deutsche und chinesische Philosophie und befreundete sich mit Kurt Meißner, der ihn ins Japanische einführte und für Japan interessierte. Er studierte fleißig Japanisch, wobei ihm seine Kenntnisse des Chinesischen zu-statten kamen; doch waren sie ihm zugleich auch hinderlich, da er die Kanji mit chinesischen Augen sah und oft mehr hinein interpretierte, als was die Japaner darin sehen.

Nach vier langen, schweren und arbeitsreichen Jahren kam die Freiheit, und Bohner blieb, wie so viele andere auch, in Japan, wo er eine Lektorenstelle an der

Fremdsprachen-Akademie in Osaka annahm. Auch Dr. Überschaar lehrte wieder an der Vorschule der medizinischen Hochschule in Osaka, wie vor dem Kriege. Zwischen den beiden Professoren herrschte eine eiferstüchtige Spannung, da Überschaar in der Deutsch-Japanischen Gesellschaft, Bohner dagegen in der Zweigstelle der OAG eine führende Rolle spielte.

Von 1920 bis zu seinem Tode 1964 lehrte Bohner an der Fremdsprachenschule, die nach dem Kriege Universität für Auslandsbeziehungen wurde. Seine unzähligen Schriften veröffentlichte er teils in der OAG, teils in den Monumenta Nipponica der Sophia Universität; einige ließ er auf eigene Kosten in Osaka drucken. Daher hat er nie Honorare bekommen. Er betrachtete seine Lebensarbeit als ein Opfer für die Verständigung zwischen Osten und Westen.

Generalkonsul Balsler, der ihn sehr protegierte, wollte einen deutschen Verlag für ein Japan-Buch Bohners interessieren, aber seine Bemühungen scheiterten daran, daß der mißtrauische Gelehrte sein Manuskript nicht aus der Hand geben wollte, bevor es sicher war, daß es gedruckt wurde. Kein Verlag aber kauft die Katze im Sack. In der OAG half man sich damit, daß Bohner das Manuskript an seinen Freund Meißner schickte, zu dem er absolutes Vertrauen hatte. Dieser berichtete darüber im Redaktionsausschuß, wo er auch das Manuskript zeigte. Es kam vor, daß Bohner, wenn seine Sache angenommen war, ein Manuskript einsandte, das umfangreicher war als das von Meißner gezeigte. Dann zahlte Bohner (und oft Meißner) die Druckkosten für die Differenz. Bohners Mißtrauen, daß Jüngere aus seinen Schriften profitieren könnten, ist wahrscheinlich eine Art Verfolgungswahn, eine Folge der Gefangenschaft.

Neunzehn Jahre lang war ich in Osaka Bohners Kol-

lege, wenn auch an einer anderen Schule, viele Jahre lang sein Nachbar. Ich habe stets sein Wissen, seine eigentümliche Genialität und seinen ungeheuren Fleiß bewundert und darum seine Absonderlichkeiten geduldig hingenommen. Einmal fragte mich sein junger französischer Kollege, ob Bohner eigentlich normal sei. Ich sagte: "Jedenfalls ungewöhnlich! Sehr ungewöhnlich." Dann erzählte mir der intelligente und fließend deutschsprechende Franzose, wie er bei dem älteren deutschen Kollegen einen Antrittsbesuch machen wollte. Er ging um halb fünf Uhr hin und wurde in das Eßzimmer geführt, wo er etwas warten sollte, da der Herr Professor noch Mittagschlaf halte. Nach zwanzig Minuten wurde es ihm zu langweilig, und da die Tür zu Bohners Studierzimmer offenstand, ging er hinüber und sah sich die Bücher an, die alle vier Wände bedeckten. Plötzlich wurde das Licht ausgeschaltet, und Bohner sagte barsch: "Diese Bücher können Sie sich ansehen, wenn Sie drei Jahre in Japan gewesen sein werden!" Ich erklärte das sonderbare Benehmen Bohners damit, daß er sich für den großen Meister hielt. Der Neuling sollte erst nach drei Jahren Lehrzeit das Allerheiligste des Meisters betreten.

Ein amerikanischer Kollege traf Bohner in der Staßenbahn und sprach von dem weißen und schwarzen Sake, der bei der Kaiserkrönung eine Rolle spielte. Bohner rief: "Don't touch this subject! I am writing a book about it." Leider blieb das Buch ungeschrieben, und der Amerikaner hat das Thema auch nicht mehr berührt.

Was Bohner immer wieder betonte, war die japanische Religion, in der shintoistische, buddhistische, taoistische und konfuzianische Elemente eine unauflösliche Einheit bilden, in deren Zentrum die Idee des Opfers stehe. (Der weiße und schwarze Sake sind bei der Krönung ein Opfer.) Bohner ging sogar so weit, zu

behaupten, daß das in Japan beliebte Schenken von Puppen im Grunde ein symbolisches Menschenopfer sei.

Während die Wochentage und -nächte seinen Studien gehörten, zog er an Sonn- und Feiertagen hinaus und wanderte. Dabei verband er die Lust am Wandern in der schönen Natur mit dem Besuch historisch interessanter Stätten. So traf er im Wald bei Nara eine Bronzetafel mit der Inschrift: "Hier hat Jimmu-Tenno das japanische Reich gegründet." Später wurde dort ein großartiger Schrein gebaut.

Übrigens trat Bohner auch in unseren japanischen Reitklub ein und nahm an einem gemeinsamen Ritt durch die Stadt Osaka teil, der am Tag der Verkehrssicherheit veranstaltet wurde. Wir alle trugen große Schärpen mit der japanischen Aufschrift, die dem englischen Slogan "safety first" entsprach. Bei dem Bahnhof Tennōji aber, wo die Straße auf einer Brücke über die Eisenbahn fährt, wurde Bohners Pferd, das als Durchgänger bekannt war, durch einen schrillen Pfiff der Eisenbahn scheu und raste, wie vom Teufel besessen, geradeaus. Bohner, wie zur Salzsäule erstarrt, konnte sich zwar aufrechterhalten, war aber außerstande das rasende Tier zu zügeln. Auch alle anderen Pferde gerieten außer sich und stürzten dem Durchgänger nach. Das Volk stob zur Seite, als das wilde Heer mit den Schärpen "safety first" daherjagte. Nur dem Reitlehrer gelang es, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Aber es gehörte nun einmal zu Bohners Eigensinn, daß er immer darauf bestand, auf dem bekannten Durchgänger zu reiten.

Eines der großen Werke Bohners ist das riesige Buch über Shōtoku Taishi, den politischen Reformator des achten Jahrhunderts. Das Bild von Shōtoku Taishi finden Sie auf den japanischen Banknoten für 10 000 Yen. Bohners Buch wurde von der OAG gedruckt, und Botschafter

General Ott, der große Stücke auf seinen schwäbischen Landsmann Bohner hielt, lud zur Feier dieses Buches prominente Japaner ein, und nach dem Essen hielt Professor Bohner einen japanischen Vortrag über Shōtoku Taishi. Ich habe den Vortrag nicht gehört, da ich damals noch in Osaka war, aber man erzählte mir, Prinz Takamatsu habe gesagt: "Wenn der Professor wenigstens Deutsch gesprochen hätte, dann hätte ich doch ein bißchen verstehen können!" Ich halte diese Anekdote für eine böswillige Erfindung, denn unter unseren Landsleuten gab es einige, die dem armen Bohner seinen Ruhm mißgönnten. Tatsache ist nur, daß Bohner tatsächlich mit einem sehr schwäbischen Akzent Japanisch sprach und darum nicht so leicht verstanden wurde. Tatsache ist auch, daß Frau Bohner aus Begeisterung über den Vortrag ihres Mannes einen Klapptisch mit Leckerbissen und Weingläsern umwarf - natürlich aus Versehen.

Im OAG Büro liegt noch ein enormes Manuskript von Dr. Bohner: "Legenden aus zwölf Jahrhunderten". Es wurde uns nach seinem Tode von Frau Bohner geschickt, aber wir konnten uns nicht entschließen, es zu drucken, nachdem die OAG schon früher zwei Bände buddhistische Legenden in Bohners Übersetzung veröffentlicht hatte. Das erwähnte Manuskript wartet darauf, bis ein Liebhaber von Märchen und Legenden sich die Mühe nimmt, das Manuskript um ein Zehntel zu kürzen und zu einem lesbaren Buch zu machen.

Zu den Rivalen Bohners gehörte Dr. Überschaar, der schon im gleichen Gefangenenlager Vorträge hielt und offenbar schon damals ein Konkurrent Bohners war. Nach dem Krieg wirkten beide in Osaka, und in der Zweiggruppe Kobe/Osaka der OAG hielten beide oft Vorträge. Zweifellos fand Bohner mehr Beifall als Überschaar - besonders bei den Damen. Auch war Bohner wegen

seiner Führungen in schöne Landschaften und zu berühmten Tempeln sehr beliebt. In der Tat war schon die Ausdrucksweise der beiden Professoren grundverschieden. Der Ex-Theologe Bohner neigte zu poetisch-mystischer Sprache und war trotz seiner Dunkelheiten und Gedankensprünge immer originell; Überschaar dagegen, der Typ eines mondänen Corps-Studenten, hatte eine nüchterne und resolute Ausdrucksweise. Mit einer Schrift über den Dichter Bashō (OAG) und einem Buch über die japanische Staatsidee erhielt er zu Bohners Ärger eine Professur als Japanologe in Leipzig. Nach der Röhme-Affäre kehrte er heimlich nach Japan zurück, wo er nach dem Kriege Professor an der Kōnan Universität wurde. Beide Rivalen sind längst gestorben, und ihre Gräber liegen friedlich nebeneinander auf dem schönen Fremden-Waldfriedhof oberhalb von Kobe. Für beide haben ihre ehemaligen Schüler stattliche Grabsteine errichtet, und zu beiden Gräbern pilgern gelegentlich die alten Schüler, nur mit dem Unterschied, daß die Studenten des trinkfesten Überschaar sich mit Bier bewaffnen, an dem Grabe trinken und Bier als Trankopfer auf den Grabstein gießen. Bohners Stein wird nur vom Tau des Himmels befeuchtet.

Sie werden nun fragen, warum ich das alles erzähle. Ich tue es, um daran zu erinnern, daß wir in der OAG die Menschen nehmen, wie sie sind, und auch die Sonderlinge in ihrer Art gelten lassen. Allerdings gibt es immer weniger originale Sonderlinge, weil die Ausländer nicht mehr so lange hier leben, daß sie ihre Eigenheiten üppig wachsen und wuchern lassen. Die Menschen zu nehmen, wie sie sind, und sie in ihrer Eigenartigkeit gelten zu lassen, bedeutet eine Achtung vor der Besonderheit und Andersheit der Individuen, die heute selten geworden ist. Ich meine nicht nur Erpresser, Luftpiraten und Terrori-

sten, sondern die Sucht, jeden abzuurteilen, der anders ist und anders denkt.

Die Anerkennung der persönlichen Freiheit des Nebenmenschen ist das Kernstück der Moralphilosophie bei Immanuel Kant, dessen 250. Geburtstag dieses Jahr mit vielen Reden und in Deutschland auch mit einer Sonderbriefmarke gefeiert worden ist. Leider ist es fraglich, ob seine Philosophie heute noch wirksam ist. Bei Schiller war sie noch wirksam. In seinen Dramen gehen die Helden wie Marquis Posa und Wallenstein darum zu Grunde, weil sie die Freiheit der andern nicht achten.

Kant steht in der Tradition des abendländischen Humanismus mit seinen Wurzeln im Griechentum und Christentum. Kant zeigte die Grenzen der menschlichen Erkenntnis, die durch Experimente gesichert ist. Jenseits dieser Grenze beginnt die Welt des Glaubens und der persönlichen Überzeugung. Im Bereich der sittlichen Erfahrungen des Menschen wechseln mit der Zeit die moralischen Inhalte und Wertschätzungen, aber was immer gleich bleibt, ist die allgemeine Form sittlicher Beurteilung überhaupt. Diese Form nennt er den "kategorischen Imperativ", das "du sollst!". Weil man aber aus dieser allgemeinen Form des Moralischen nicht erkennen kann, was man im Einzelfall tun oder nicht tun soll, fügt Kant hinzu, daß wir andere Menschen niemals nur als Mittel zu unseren Zwecken benutzen dürfen. Wir müssen sie immer auch als Zwecke in sich selbst, als Selbstzweck betrachten und darum ihre Freiheit anerkennen.

Schon in Griechenland hatte Sokrates die innere Stimme, also das Gewissen des Einzelnen als höchste Autorität im Bereich des Sittlichen bezeichnet. Und die griechische Demokratie behauptete die Freiheit des Individuums. Nur die Sklaven waren davon ausgenommen; sie wurden nicht als Personen, sondern als Sachen

behandelt.

Hier setzte das Christentum ein und lehrte die Gleichheit aller Menschen als Kinder Gottes. Gerade an Weihnachten wird uns dies besonders deutlich: Vor der Krippe in Bethlehem knien neben den armen Hirten die drei Könige, der Weiße, der Braune und der Schwarze. Seither ist die Freiheit und Gleichheit aller Menschen das Prinzip des Humanismus, also das, was man heute als "Menschenrechte" bezeichnet.

Kant wollte als aufgeklärter Philosoph die Philosophie von der Bevormundung durch die Theologie befreien. Darum gründete er die Würde des Menschen nicht auf Gotteskindschaft, sondern darauf, daß der Mensch, also jeder Mensch, Träger des Sittengesetzes ist. Der Mensch ist Subjekt, Person und Selbstzweck, nicht Objekt, Sache und Mittel. Zwar ist es unvermeidlich, daß wir andere Menschen als Mittel benutzen, aber Kant fordert, daß wir sie immer zugleich auch als Zwecke in sich selbst betrachten und ihre individuelle Freiheit respektieren.

Selbst Karl Marx steht in dieser humanistischen Tradition und begründet das Recht zur Revolution durch die Menschenrechte, durch das Recht des Individuums auf Gleichheit und Freiheit. Nur für die Dauer des revolutionären Kampfes wird die individuelle Freiheit außer Kraft gesetzt, bis sie dann in der klassenlosen Gesellschaft wiederhergestellt wird.

Damit sind wir schon mitten in der politischen Diskussion unserer Zeit, an der ich mich nicht beteiligen will. Ich möchte nur an dieser Weihnachtsfeier meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß in unserem Kreise die Freiheit und Besonderheit der Individuen anerkannt und sogar die Sonderbarkeit mit heiterer Gelassenheit geduldet wird. In der Gegenwart sind allerdings die Sonderlinge, Käütze und Originale seltener geworden, weil die

Ausländer nicht mehr so lange in Japan bleiben, so daß sie ihre Sonderbarkeiten frei und üppig wachsen lassen können, hier wo die Japaner ihnen großzügig eine Art Narrenfreiheit einräumen.

Ich schließe mit dem Wunsch, daß die freundschaftliche Atmosphäre gegenseitigen Geltenlassens auf weitere hundert Jahre erhalten bleibt.

1977

Wieder müssen Sie in der schönen Adventszeit meine Ansprache hören; denn als ich vor acht Jahren vom Vorsitz unserer Gesellschaft zurücktrat, nahm man meinen Rücktritt nur unter der Bedingung an, daß ich auch weiterhin bei den Weihnachtsfeiern der OAG sprechen sollte. Es ist also heute das achte (und im ganzen das achtzehnte) Mal, und ich denke, das genügt. Es ist ein Laster der alten Leute, daß sie sich wiederholen, und schon jetzt passiert es mir, daß mein Sohn, wenn ich sage, er soll fleißiger sein, mir antwortet: "Vater, das hast du schon einmal gesagt".

Wir feiern heute wegen des Neubaus nicht im eigenen Hause. Das erinnert mich an unsere erste Weihnachtsfeier nach dem Kriege, die im Tokyo Kaikan, nicht weit von hier, veranstaltet wurde. Zuerst zeigte Dr. Eitel schöne Farbdias von deutschen Weihnachtsgemälden, während im Hintergrund alte Musik aufgeführt wurde. Beim Festessen gab es keine Ansprache, da unser damaliger Vorsitzender, Dr. von Weegmann, das Reden nicht liebte. Und als jemand ihn fragte, warum es denn keine Tischrede gebe, sagte er kurz: "Das wurde immer so gemacht". Nach dem Essen gab es eine Tombola zu Gunsten des Neubaufonds'. Ein altes japanisches Mitglied wunderte sich, daß nicht getanzt wurde; das sei doch früher so gewesen. Aber so weit zurück reicht meine Erinnerung nicht, und auch nicht Weegmanns Erinnerung, der für mich damals die alte Zeit repräsentierte.

Da nur sehr wenige von Ihnen Herrn von Weegmann persönlich gekannt haben, möchte ich heute von ihm erzählen; sein Wirken für die OAG kann gar nicht genug

gewürdigt werden.

Carl von Weegmann war ein Mann der alten Schule, geboren vor bald einem Jahrhundert in Köln, wo sein Vater Polizeipräsident war. Auf den Wunsch des Vaters wurde er nach Absolvierung des Gymnasiums Offizier, und zwar in einem Kavallerieregiment, was damals das Feinste vom Feinen war. Doch der junge Rittmeister erkannte, daß seine Begabung auf anderem Gebiete lag, nahm seinen Abschied und studierte in München Kunstgeschichte und Archäologie. In München, das ja die Stadt der Kunst war, promovierte er und wurde vom völkerkundlichen Museum angestellt. Im Auftrag des Museums, aber hauptsächlich auf eigene Kosten, unternahm er im Frühling 1914 eine Studienreise nach Ostasien und wurde in Tokyo Mitglied der OAG. Da er zehn Goldstücke (200 Mark) auf den Tisch des Hauses legte, wurde er "lebenslangliches Mitglied".

Bevor Weegmann seine Reise nach Südostasien und China fortsetzen konnte, brach der Krieg aus, und er meldete sich als Offizier in Tsingtao. Von dort wurde er als Kriegsgefangener wieder nach Japan zurückgebracht. Auf der Insel Shikoku studierte er in den langen Jahren der Gefangenschaft tüchtig Japanisch und hielt gelegentlich Vorträge über Kunstgeschichte, um seine Kameraden und sich selbst geistig frisch zu erhalten.

Dr. Vogt aus Tokyo, der im gleichen Offizierslager war, stellte ein kleines Orchester zusammen, aber dafür kam Weegmann nicht in Frage; er war ein Augenmensch, und auch in seiner äußeren Erscheinung waren es die klaren, freundlichen blauen Augen, die sofort auffielen und sofort für ihn einnahmen.

Endlich, im Jahre 1920, wurden die Gefangenen nach Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrags frei. Mit einer Japanerin aus Shikoku kam er nach Tokyo.

Sie waren nicht gesetzlich verheiratet; es war eine "wilde Ehe", aber nicht so furchtbar wild, dafür dauerhaft. Weegmanns Posten beim Münchener Museum war längst durch einen anderen besetzt, und so blieb er in Tokyo und wurde Lektor für Deutsch an der Kriegsakademie. Wie einer seiner früheren Schüler mir erzählte, wurde er nicht mit "Herr Professor", sondern mit "Herr Rittmeister" angedredet.

Botschafter Dr. Solf schätzte Weegmanns Kenntnisse und klaren Charakter. Er sorgte dafür, daß Dr. von Weegmann, nebenamtlich, von der OAG als Bibliothekar angestellt wurde. Das Geld für diese Anstellung brachte Solf auch auf, indem er von der japanischen Regierung die Rückgabe konfiszierter OAG Gelder erwirkte, wozu die japanische Regierung nicht verpflichtet war. Es scheint, daß er versprach, mit dem Geld keine neue Kegelbahn zu bauen, sondern einen wissenschaftlichen Mitarbeiter anzustellen.

Ich sehe diese Anstellung im Kontext der Solf'schen Kulturpolitik, die er in den Vordergrund stellte, da Deutschland, das besiegte Feindland, politisch und wirtschaftlich bedeutungslos war. Solf arbeitete auch daraufhin, daß von japanischer Seite ein Japanisch-Deutsches Kulturinstitut gegründet wurde, und in Berlin von deutscher Seite ein Japaninstitut, zu dessen Gründern übrigens auch die OAG gehörte. Für das Institut in Tokyo empfahl Solf als deutschen Leiter Herrn Dr. Wilhelm Gundert, der fließend Japanisch sprach und ein ausgezeichnete Kenner Japans war. Bis dahin war Gundert deutscher Lektor in Mito, später Ordinarius für Japanologie in Hamburg. Dr. Solf, ursprünglich Sanskritist, wurde zum Präsidenten der Asiatic Society of Japan gewählt, wahrscheinlich auf Vorschlag des bisherigen Präsidenten, des ehemaligen englischen Botschafters Sir Charles Elliot, der

auch, wie Solf, ein Kenner des Buddhismus war. Solf hielt selbst bei einer gemeinsamen Veranstaltung von OAG und Asiatic Society einen Vortrag über den in Japan verbreiteten Mahayana Buddhismus.

Dr. von Weegmann war im Vorstand beider Gesellschaften und hielt auch nach Solfs Rückkehr nach Deutschland diese Beziehung der beiden Gesellschaften aufrecht. Er verbrachte jede freie Stunde in der OAG Bibliothek über Büchern und Papieren. Der systematische Auf- und Ausbau der bis dahin mehr zufällig zusammengestellten Bibliothek war sein großes Verdienst, und er berichtete später in den "Nachrichten" monatlich über die Neuanschaffungen. Daneben war er im Redaktionsausschuß, und im Laufe der Jahre hat er Tausende von Druckbogen korrigiert und den Autoren guten Rat gegeben, immer sachlich, freundschaftlich-kollegial, niemals besserwisserisch.

Ich selbst kam im Jahre 1923 als deutscher Lektor nach Osaka und trat sofort der dortigen Zweiggruppe der OAG bei. Ich hörte den Namen Weegmann oft, lernte ihn aber erst im Jahre 1938 kennen, als er mich zu einem Vortrag über japanische Philosophie einlud. Zu meiner Überraschung war der Saal der OAG bis auf den letzten Platz gefüllt, und auch der Beifall war groß, aber zu dem anschließenden "gemeinsamen Abendessen" blieben außer mir nur vier Mitglieder, zwei Deutsche und zwei Japaner. Warum nur so wenige blieben, weiß ich nicht. Vielleicht war bekannt, daß ich nicht zur Partei gehörte; vielleicht hatte man zu Hause was besseres zu essen. Da waren also am Tisch der Vorsitzende, Herr Kurt Mcißner, damals noch nicht Dr.h.c., und Dr. von Weegmann. Den zwei japanischen Herren wurde ich nach einer komischen OAG Sitte nicht vorgestellt (ich war ja vor dem Vortrag vorgestellt worden) und erfuhr ihre Namen

erst viel später, als ich sie in Tokyo persönlich kennenlernte. Der eine war Graf Aoki, Sohn des berühmten Außenministers in der Meijizeit, der andere war sein Freund, Professor Kōichi Nomura, Direktor der Adelschule und später Erzieher des Kronprinzen. Dieser Professor Nomura war es dann, der mich nach Tokyo berief - eine ganz unerwartete Folge meines OAG Vortrags. Von der OAG bekam ich damals die obligate Erbsensuppe mit Schwarzbrot und Bier. Die Reise und das Hotelzimmer im Mampei Hotel bezahlte ich selbst. Man hielt es für eine Ehre, in der OAG sprechen zu können.

Als ich 1942 nach Tokyo kam, sah ich Dr. von Weegmann oft und bewunderte seine vornehm-bescheidene Art, sein enormes Wissen und seine unermüdliche Arbeitsenergie. Weegmann hatte außer seinen Beziehungen zur Asiatic Society auch durch seinen Lektorenberuf gute Beziehungen zu einflußreichen japanischen Kreisen. Er tat im Grunde all das, was in Zukunft der wissenschaftliche Assistent der OAG tun soll, und es ist interessant, daß unser Vorsitzender, Herr Rodatz, ohne es zu wissen, auf die gleiche Idee kam wie Solf.

Der persönlichen Initiative Weegmanns ist es zu verdanken, daß wenigstens ein Teil der Bibliothek evakuiert wurde. Der große Rest brannte im Mai 1945 mit dem OAG Gebäude ab, als ein großer Luftangriff jenen ganzen Stadtteil, auch die nahe gelegene Deutsche Botschaft, in Schutt und Asche legte. Damit kam die Tätigkeit der OAG und auch Weegmanns Anstellung zu Ende. Mit der japanischen Kapitulation war auch seine Anstellung an der Offiziersschule zu Ende. Er gab Privatstunden und verkaufte Blätter seiner wertvollen Holzschnittsammlung, - natürlich zu billig, wie immer wenn man gezwungen ist, zu verkaufen.

Auf Anordnung der Besatzungsmacht wurde das

OAG Vermögen konfisziert. Weegmann bat Herrn Netke und mich, mit ihm zusammen die OAG zu repräsentieren, falls Grundstück und Bücher zurückgegeben würden. Wir waren gern bereit, ihm zu helfen, aber im Grunde war es Dr. von Weegmann, dem es zu verdanken ist, daß die OAG zu neuem Leben erwachte und ein neues Haus baute. Er hat unermüdlich auf dieses Ziel hingearbeitet.

Leider konnte er bei der feierlichen Eröffnung des neuen Hauses nicht den Vorsitz führen, weil er auf den Rat der Ärzte nach Deutschland gereist war, um sich gründlich untersuchen zu lassen. Wir wollten die Einweihung verschieben, aber er erlaubte es nicht. "Das Haus wird am Gründungstag der OAG eröffnet, ob ich da bin oder nicht", sagte er mit Bestimmtheit. Ich glaube, er meinte, Krebs zu haben und überhaupt nicht wiederkommen zu können. Unvergeßlich ist mir das Bild, wie der alte Herr, auf seinen Schirm gestützt, in Haneda allein die Treppe hinunterstieg, als stiege er in die Unterwelt.

Er kam zurück, gesund und frisch; ihm hatte nichts gefehlt, nichts als das Wiedersehen mit der Heimat. Mit erneuter Energie arbeitete er als Vorsitzender, natürlich ohne Bezahlung, von Montag bis Freitag jeden Nachmittag bis fünf oder sechs Uhr im OAG Büro und tat praktisch alles selbst. Er zahlte auch pünktlich seinen Beitrag und erklärte seine "lebenslängliche Mitgliedschaft" für überholt. Der Sekretärin schrieb er jeden Brief mit Bleistift vor, und sogar die Portokasse hielt er selbst unter Verschuß und gab jede Briefmarke einzeln heraus. Er steuerte die OAG mit sicherer Hand, etwas eigenwillig freilich, und sein stärkstes Argument war stets: "Es wurde immer so gemacht".

Wir hatten es im Vorstand nicht leicht, Neuerungen durchzusetzen, verstanden aber die Bedeutung der Tradi-

tion bei einem Neubeginn, und fügten uns, denn wir bewunderten seine absolute Selbstlosigkeit. Nur die Einführung einer kaufmännischen Buchhaltung mußte er Herrn Plambeck, dem damaligen Schatzmeister überlassen. Meine Tätigkeit als stellvertretender Vorsitzender bestand außer der regelmäßigen Teilnahme an den Sitzungen des Vorstandes und des Redaktionsausschusses hauptsächlich darin, Herrn von Weegmann zwei Nachmittage in der Woche im OAG Büro Gesellschaft zu leisten und seine OAG Sorgen anzuhören. Am 9. Mai 1960 brach er im OAG Büro zusammen, wurde ins Krankenhaus gebracht und starb am gleichen Abend.

Die Trauerfeier für unseren verdienten Vorsitzenden wurde unter riesiger Beteiligung in seinem geliebten OAG Hause veranstaltet, in demselben Saal, in dem wir zwei Jahre vorher seinen 80. Geburtstag gefeiert hatten.

Gegen jene Geburtstagsfeier hatte er sich in seiner Bescheidenheit lange gesträubt, bis ich ihm versprach, vor dem Essen einen wissenschaftlichen Vortrag zu arrangieren. Das Essen selbst war gut und festlich, die Beteiligung groß, mit rühmenden Tischreden von deutscher und japanischer Seite. Als Weegmann in seiner Dankrede auf Dr. Solf zu sprechen kam, konnte er vor Bewegung einige Minuten nicht weiterreden. Gegen Ende des Festmahls kam ein früherer General zu mir, schon etwas beschwipst (er, nicht ich), und sagte: "Dr. von Weegmanns Orden der Aufgehenden Sonne ist höher als Ihr Orden vom Heiligen Schatz!" Ich erwiderte: "Das freut mich sehr; denn Herr von Weegmann ist mein Freund und zwanzig Jahre älter."

Sie werden nun fragen, warum ein so verdienter Mann nicht Ehrenmitglied geworden ist. Das hängt mit seiner eigensinnigen Bescheidenheit zusammen. Mit achtzig Jahren trat er vom Vorsitz des Vorstandes zurück,

weil ihm das Reden zu Beginn und zu Ende der Veranstaltungen zu lästig geworden war. Das sollte ein jüngerer machen. Dieser jüngere war der sechzigjährige Schinzinger. Er selbst wollte im Vorstand wie bisher weiterarbeiten. Als nun bei der Hauptversammlung Dr. Meißner den Vorschlag der Ehrenmitgliedschaft machen wollte und kaum drei Worte gesagt hatte, schnitt ihm Weegmann sofort scharf das Wort ab: "Ich bitte, das zu unterlassen!" - Peinliche Stille im Saal. Eine Stimme flüsterte: "Jetzt schießen die alten Herren scharf". Ich aber verstand, daß Weegmann nicht als "Ehrenmitglied" kaltgestellt werden wollte. Er wollte ohne Repräsentationspflichten weiter im Vorstand arbeiten und tat es auch bis zum letzten Atemzug.

Carl von Weegmann war ein großer Kenner der japanischen Kulturgeschichte, vielleicht der größte deutsche Kenner. Dennoch hat er nichts darüber publiziert. Wir fanden in seinem Nachlaß unendlich viele Zettel mit Notizen, aber kein zusammenhängendes Manuskript, das man für die Veröffentlichung hätte bearbeiten können. Dabei hat er doch Vorträge darüber gehalten und auch einen Winter lang ein Seminar in der OAG.

Seinen Vortrag "85 Jahre O.A.G.", für den er die alten handschriftlichen Protokolle der Vorstandssitzungen durchstudierte, wollte er auf unsere Bitte für den Druck niederschreiben, wurde jedoch durch den Tod vor dem Abschluß des Manuskripts abberufen. Dr. Meißner hat dann den Vortrag für die "Mitteilungen" rekonstruiert, wobei Weegmanns Verdienste um die Reaktivierung der OAG nach dem Kriege (wegen der bescheidenen Sachlichkeit seiner Notizen) nicht deutlich genug hervorgehoben sind.

In den Dreißiger Jahren wurde er gebeten, für den Sammelband "Japanischer Geist" einen Beitrag über die

nationale Erziehung in den japanischen Volksschulen zu schreiben. Er tat es ohne ideologische Phrasen, sachlich und gründlich.

Weegmann schien den Sinn seiner Lebensarbeit darin zu sehen, für das Verständnis Japans nicht direkt durch eigene Schriften, sondern indirekt durch seine unermüdliche Arbeit für die OAG zu wirken. Das ist eine für einen Wissenschaftler ganz unwahrscheinliche Zurückhaltung.

Von Jahr zu Jahr wird der Kreis derer kleiner, die Herrn von Weegmann noch persönlich gekannt haben. Daher halte ich es für meine Pflicht, bei der heutigen Weihnachtsfeier an seine seltene Persönlichkeit und an sein selbstloses Wirken für unsere OAG zu erinnern. Denn gerade Weihnachten ist eine Zeit, in der wir uns auf das besinnen, was der Mensch eigentlich ist und sein kann.

Ich brauche nicht zu sagen, was an Weihnachten vor 1977 Jahren in die Welt gekommen ist. Sie wissen es. Auch ist es nicht meine Aufgabe, über die religiöse Idee der Liebe, des Opfers und der Erlösung zu sprechen. Doch möchte ich daran erinnern, was für ein neues Bild des Menschen damals in die Welt gekommen ist.

Das Christentum brachte die neue Idee der Gleichheit aller Menschen als Kinder Gottes. Zwar kannte schon die griechische Demokratie die Gleichheit und Freiheit aller Staatsbürger, aber die Sklaven waren davon ausgeschlossen. Ein Sklave war nur eine Sache. Jesus aber lehrte, daß jeder Mensch eine Person ist und nicht eine Sache. Jeder Mensch muß als Person anerkannt werden.

Als die Französische Revolution die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen verkündete, sahen die deutschen Studenten Hölderlin, Hegel und Schelling

darin die Verwirklichung der christlichen Idee, und nicht mit Unrecht, trotz der antikirchlichen Tendenz der Revolution.

Auch der Gedanke der "Menschenrechte", der heute im Zentrum der internationalen Diskussion steht, ist eine Konsequenz jener christlichen Idee.

Die Tatsache, daß es dennoch in der christlichen Welt bis ins letzte Jahrhundert hinein Leibeigenschaft und Sklavenhandel gab, ist kein Beweis gegen die Richtigkeit jener Idee; es ist nur ein Beweis dafür, wie lange es dauert, bis eine richtige Idee sich in der geschichtlichen Wirklichkeit durchsetzt.

Zwei Jahrtausende haben am Bild des humanen Menschen geschafften, und es ist heute noch nicht verwirklicht. Unsere Dichter haben das Bild des Menschen von vielen Seiten gezeigt. Sie betonen verschiedene Seiten des menschlichen Daseins. In einer dieser Perspektiven zeigt sich die humane Verbundenheit der Menschen in Freundschaft und Liebe, was uns gerade an Weihnachten besonders einleuchtet. In einer anderen Perspektive zeigt sich die absolute Einsamkeit des Menschen, der sein eigenes Leben leben, und seinen eigenen Tod sterben muß; das nimmt ihm kein anderer ab.

Die Einsamkeit betonte Hermann Hesse in seinem Gedicht:

Im Nebel

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum sieht den andern,
Jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,

Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.

Ganz im Gegenteil dazu betont Hans Carossa in seinem Gedicht "Der alte Brunnen" die humane Verbundenheit:

Der alte Brunnen

Lösch aus dein Licht und schlaf! Das immer wache
Geplätscher nur vom alten Brunnen tönt.
Wer aber Gast war unter meinem Dache,
Hat sich stets bald an diesen Ton gewöhnt.

Zwar kann es einmal sein, wenn du schon mitten
Im Traume bist, daß Unruh geht ums Haus,
Der Kies beim Brunnen knirscht von harten Tritten,
Das helle Plätschern setzt auf einmal aus,

Und du erwachst; - dann mußt du nicht erschrecken!
Die Sterne stehn vollzählig überm Land,
Und nur ein Wanderer trat ans Marmorbecken,
Der schöpft vom Brunnen mit der hohlen Hand.

Er geht gleich weiter. Und es rauscht wie immer.
O freue dich, du bleibst nicht einsam hier.
Viel Wanderer gehen fern im Sternenschimmer,
Und mancher noch ist auf dem Weg zu dir.

Wenn man alt geworden ist, braucht man nicht besonders weise zu sein, um das Dunkel zu kennen, das uns von den alten Freunden getrennt hat. Ich habe ja an den alten Herrn von Weegmann erinnert, wie er im Flughafen schweigend ins Niemandsland hinunterstieg. Wenn ich aber heute diese heitere Festversammlung vor mir sehe, wird mir sofort die andere Seite unserer Existenz deutlich: die freundschaftliche Verbundenheit. Über alles hinweg, was sonst Menschen trennt, sind wir verbunden durch das gemeinsame Interesse für die Kultur und die Menschen des Fernen Ostens. Dabei halten wir doch an unserem abendländischen Standpunkt fest.

Einmal sagte ein vorlauter Student zu mir: "Wenn Sie Japan wirklich lieben, müssen Sie Japaner werden wie Lafcadio Hearn!" Ich antwortete ihm: "Nein. - Ein Mann, der eine Frau liebt, will darum doch nicht selbst eine Frau werden. Außerdem müßte ich, wenn ich Japaner wäre, gegen Japan viel kritischer sein als ich es als Deutscher zu sein brauche. Gegen sich und sein eigenes Land ist man ja am kritischsten."

Dazu kommt noch eine andere Überlegung: gerade der andere, fremde Standpunkt erlaubt, manches zu sehen, was sonst nicht gesehen wird, weil es so selbstverständlich ist wie die Luft, die wir atmen.

Wir halten also getrost an unserem eigenen Standpunkt fest und sehen ohne vorgefaßte Meinung, aber mit Sympathie die Dinge, wie sie sind. Wir feiern im fremden Lande unser deutsches Weihnachtsfest, tauschen kleine Geschenke, danken allen, die im vergangenen Jahr für

unsere OAG gearbeitet haben, singen unsere alten deutschen Weihnachtslieder und wünschen einander
Fröhliche Weihnachten.

1978

Liebe Freunde!

“Also doch!” werden Sie gesagt haben, als Sie meinen Namen auf der heutigen Einladung sahen. Ja, ich habe mich also doch überreden lassen, heute zu sprechen, einmal weil ich mich noch einmal sehr herzlich für die schöne Feier meines 80. Geburtstags bedanken möchte, zum andern weil nur wenige von Ihnen meine ersten Weihnachtsansprachen gehört haben. Die Mitglieder wechseln ja ständig, während die OAG mehr oder weniger dieselbe bleibt. Mehr oder weniger, - denn wie alle Kulturerscheinungen verbindet auch die OAG Tradition mit Erneuerung. Erneuerung allein wäre leer, Tradition allein wäre tot.

Zwar habe ich die alte Zeit nicht selbst miterlebt, aber ich habe viel darüber gehört, besonders von Herrn Vogt, der Ihnen wohl nur dem Namen nach bekannt ist, als Gründer des Rechtsanwaltsbüros Vogt-Sonderhoff, heute Sonderhoff-Einsel.

Dr. Karl Vogt kam um die Jahrhundertwende nach Tokyo, und zwar als Dolmetscher der Botschaft. Er war Volljurist und hatte überdies in Berlin Japanisch studiert. Er fühlte sich von den aristokratischen Diplomaten, die kein Japanisch verstanden, nicht gebührend gewürdigt und nahm 1904 den Abschied aus dem Staatsdienst, behielt aber den Ehrentitel eines Justizars der Botschaft bei. Er ließ sich in Tokyo als Rechtsanwalt nieder und verdiente bald als Patentanwalt mehr als die Diplomaten, was ihm eine gewisse Genugtuung war.

Vogt war außerordentlich musikalisch und auch schriftstellerisch talentiert. Er heiratete eine gleichfalls

künstlerisch begabte Frau, die malte und sang. Sie war die Frau seines Freundes Ostwald gewesen, und diese Liebesgeschichte hat, wie man mir schon in Deutschland erzählte, die ganze deutsche Kolonie in sympathisierende Aufregung versetzt.

Ostwald war Missionar gewesen und gab dann in Yokohama eine deutsche Zeitung "Japan Post" heraus, für die auch Vogt Beiträge lieferte. Dabei spielte ihm einmal der Druckfehlerteufel einen bösen Streich. Er berichtete über den Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen in Japan, und in München zitierte der "Simplizissimus" ironisch den folgenden Satz aus der "Japan Post": "Der feierliche Empfang fand in den Bäumen der Botschaft statt."

Auf einer Urlaubsreise traf Vogt im Hause meines Onkels in Freiburg mit meinem Vater zusammen, der auch Rechtsanwalt war und auch ein Musik-Enthusiast. Die beiden setzten sich abwechselnd an den Flügel und improvisierten. Aber bei diesem Sängerkrieg unterlag mein Vater, weil er mozartisch phantasierte, während Vogt die Zuhörer wagnerisch rauschend mit sich riß.

Den Höhepunkt seiner Anwaltstätigkeit bildete seine große Verteidigungsrede für den Vertreter der Firma Siemens, der in einen Marine-Bestechungsskandal verwickelt war. Letztes Jahr hat die japanische Presse diesen Skandal wieder aufgewärmt, und NHK zeigte ihn in einem Film. Daß dabei der deutsche Siemensvertreter sympathisch dargestellt wurde, ist vielleicht auf den japanischen Text des Vogt'schen Plädoyers zurückzuführen.

1914 eilte Vogt als Reserveoffizier nach Tsingtao und wurde als Kriegsgefangener nach Japan zurückgebracht. Im Lager stellte er ein kleines Orchester zusammen. Was die Offiziere an Instrumenten in Japan nicht bekommen konnten, stellten sie selber her. So machten

sie die Pauken aus leeren Tsukemono-Tonnen, die mit Kalbsfell überzogen wurden, das der Lager-Schuster unter der Hand besorgt hatte. Beim Musizieren soll man den Tsukemono-Geruch garnicht bemerkt haben. Durch die Musik half Vogt seinen Kameraden über die schweren Jahre der Gefangenschaft hinweg, besonders über das Jahr 1919, als der Krieg schon zu Ende war, die Gefangenen aber als Pfand festgehalten wurden, bis 1920 endlich der Friedensvertrag unterzeichnet war.

Nun konnte Dr. Vogt nach Yokohama zurückkehren und seine Praxis in Tokyo wieder aufnehmen. Ich kam 23 nach Osaka und besuchte im Sommer 24 Herrn Vogt in Karuizawa. Ich hatte einen Empfehlungsbrief meines Onkels, und meine Frau hatte einen Brief einer Verwandten an Frau Vogt. So wurden wir freundlich empfangen, fühlten uns aber in der eleganten Vorkriegs Atmosphäre und dem altmodischen Kolonialstil des Vogt'schen Hauses etwas bedrückt, da wir einer ganz anderen Generation angehörten. Auch kannte ich Vogt nur als Freund meines sehr konservativen Onkels, der um die Jahrhundertwende als Vertreter von Krupp in Japan gewesen war. Von 23 bis 42 war ich in Osaka tätig, hatte also keine Gelegenheit, Vogt zu sehen. Ich hörte aber viel über seinen großzügigen Charakter und sein gastliches Haus, das ein gesellschaftliches Zentrum war. In Chūzenji, wo sonst nur Diplomaten den Sommer verbrachten, hatte er ein Haus und ein Ruderboot mit schwarz-weiß-roter Flagge. 1933 trat er wie viele Auslandsdeutsche aus Patriotismus der NSDAP bei, fiel aber in Ungnade, weil er für die kirchliche Trauung seines Partners einen Gesangsvortrag von Frau Professor Netke-Löwe arrangiert hatte, und von diesem Entschluß auch durch ernste Warnungen der Partei nicht abzubringen war. Frau Netke hat ihm das immer hoch angerechnet.

Zu Beginn der 40er Jahre wurde Vogts geliebte Frau schwer krank; man befürchtete Krebs. Wegen des China-Krieges fehlte es in den japanischen Krankenhäusern an modernen Medikamenten, und Vogt brachte seine Frau nach Peking, wo sie im Missionshospital operiert wurde. Aber es war schon zu spät. Als einige Jahre darauf auch meine Frau starb, 1946 in Karuizawa, erhielt ich ganz unerwartet einen langen und freundschaftlichen Brief von Herrn Vogt. Ich benützte die nächste Gelegenheit, um ihn zu besuchen, und von diesem Zeitpunkt an sahen wir uns oft. Da auch er Schwierigkeiten mit den Augen hatte, tauschten wir unangenehme und komische Erfahrungen aus. Von Politik sprachen wir beide nie. Er war vielseitig interessiert: Musik, Literatur, Philosophie, Japan. Was er sagte, hatte immer Niveau. Wenn er gut gelaunt war, sprudelte er über von drolligen Anekdoten aus alter Zeit. So erzählte er einmal von Dr. Erwin Bälz, der von den Japanern fast wie ein Heiliger, als Vater der japanischen Medizin verehrt wird. Er saß bei einem Botschaftsessen in der Nähe von Bälz, neben dem ein durchreisender deutscher Arzt seinen Platz hatte. Bälz titulierte ihn lebenswürdig mit "Herr Kollege" oder "Herr Doktor" und erzählte von seiner eigenen Tätigkeit. Als aber der naive Landarzt ausrief: "Ich wußte nicht, daß Sie so berühmt sind. In Deutschland habe ich Ihren Namen nie gehört", da wurde Bälz eisern und nannte ihn nur noch "Herr Arzt". Ich schlug Herrn Dr. Schwalbe vor, diese Geschichten als humoristischen Anhang zu "Kontorrock und Konsulatsmütze" zu veröffentlichen; er lehnte es ab, und mit Recht. Für eine solche Spielerei waren die Druckkosten zu hoch. Außerdem wirken diese Geschichten beim Lesen nicht so lustig, wie wenn der alte Herr sie in behaglichem Plauderton erzählte, - besonders wenn man vorher bei ihm gut gegessen hatte und bei

einer Waldmeisterbowle gemütlich zusammensaß.

Ich erwähne die Waldmeisterbowle absichtlich, weil das Vogt'sche Haus immer deutsches Gebiet war. In seinem Hause, sei es nun in Yokohama, oder in Oiso oder in Chūzenji, herrschte die deutsche Tradition. Als ich ihn einmal zum Sukiyaki einlud, bat er um eine Gabel. Er hatte sich auch in 50 Jahren nicht mit den Stäbchen befreunden können, entweder wegen des alten Kolonialstils oder - was wahrscheinlicher ist - aus Selbstschutz, um nicht tatamisiert zu werden.

Als nach dem letzten Krieg Dr. Northe als Geschäftsträger die Botschaft in dem Interimshaus bei Roppongi wiedereröffnete und alle Deutschen einlud, hielt Vogt als Senior der Deutschen eine Rede. Er sprach gern und gut. Für die OAG machte er zusammen mit Rechtsanwalt Nagai die neue Satzung, die einen Kompromiß darstellt zwischen der ältesten Satzung und dem japanischen Text, der den Vorschriften des Mombushō entsprechen mußte. Nicht nur deswegen, sondern vor allem wegen seiner wissenschaftlichen Leistung als Übersetzer des japanischen Bürgerlichen Gesetzbuchs wurde er zum Ehrenmitglied ernannt. Nach dem Kriege wurde eine Reform des japanischen Rechts durchgeführt, und Vogt übersetzte nun auch die neue Fassung des BGB. Da aber seine Augen schon so schwach waren, daß er die japanischen Kanji nicht gut erkennen konnte, empfahl ich ihm als Assistentin eine Japanerin, die zu den ersten juristischen Studentinnen gehörte, die von der Tokyo Universität abgegangen waren. Einer meiner japanischen Freunde meldete in Marburg die Geburt eines Kindes an und war erstaunt, wie der Standesbeamte vom Regal die deutsche Übersetzung des japanischen BGB herunterholte. Das kann nur Vogts Buch gewesen sein.

Dr. Vogt hatte nicht nur Schwierigkeiten beim

Sehen, sondern auch beim Gehen, weil ein Oberschenkelbruch schlecht geheilt war. Darum wurde sein 80. Geburtstag in kleinem Kreise in Oiso gefeiert. Dort hatte er auf der Höhe seines kleinen Berges am Strand ein Haus in japanischem Tempelstil durch den Architekten Petzoldt bauen lassen, und seine erste Frau hatte die Papier-Schiebetüren mit Bildern in japanischem Stil bemalt. Natürlich gab es keine Tatami, sondern Parkettböden mit schönen Teppichen. In diesem mit Blumen reich geschmückten Haus fand also die Geburtstagsfeier statt. Vogts Partner und Freund, Herr Dr. Roland Sonderhoff, hielt die Festrede. Dr. von Weegmann war als Kriegskamerad da, aber da ich schon Vorsitzender der OAG war, sprach ich im Namen unserer Gesellschaft einige Glückwunschworte.

Von jener Zeit an nahmen Vogts Kräfte rapide ab, und er wurde ins Seibo Krankenhaus nach Mejiro gebracht. Dort besuchte ich ihn oft und war auch bei der Drucklegung seiner Jugenderinnerungen behilflich. Dieses Buch und seine Memoiren, die später von Frau Vogt unter großen finanziellen Opfern in Druck gegeben wurden, waren nicht für das allgemeine Publikum, sondern nur als Geschenk für Verwandte und Freunde gedacht. Aus den Memoiren hat Dr. Schwalbe für das Buch "Deutsche Botschafter in Japan" interessante Streiflichter entnommen, natürlich mit Angabe der Quelle.

Als Herr von Weegmann im gleichen Krankenhause starb, mußten wir seinen Tod Herrn Vogt verheimlichen; so schwach war er schon. Dann bestand er darauf, in sein geliebtes Haus nach Oiso zurückzukehren, wo er wie Tristan am Ufer des ewigen Meeres starb, von Bäumen und Blumen umgeben. Sein Anwesen dort gehört heute der Evangelischen Akademie.

In jenem langen Brief, den ich 1946 von Dr. Vogt er-

hielt, stand auch das Wort "Ens per se", das durch sich selbst Seiende. So hatte Spinoza Gott definiert. Alle anderen Seienden sind nicht durch sich selbst, sondern durch dieses Ens per se.

Bekannt ist Spinozas Einfluß auf den jungen Goethe. Für ihn waren Natur, Liebe, Gott das eine und einzige unbegreifliche Letzte, für das es keinen Namen gibt; denn "Name ist Schall und Rauch ...".

Später, vielleicht unter Schillers Einfluß, unterschied Goethe zwischen der fühllosen Natur und dem "Göttlichen", das sich im Menschen offenbart, und zwar erstens im sittlichen Bewußtsein des Menschen, der "unterscheidet, wählet und richtet", zweitens in der künstlerischen Produktion, bei welcher der Mensch den Impressionen des Augenblicks durch das Kunstwerk zeitlose Dauer verleiht, und drittens in der wissenschaftlichen und technischen Produktion, wodurch der Mensch das scheinbar Zusammenhanglose (das "Irende, Schweifende") "nützlich verbindet". Nützlich, - d.h. für die menschliche Gesellschaft nützlich.

Außerdem unterscheidet Goethe in seinem Gedicht "Das Göttliche" zwischen den sterblichen Wesen, die wir kennen, und den unsterblichen "höheren Wesen", die wir ahnen und glauben. Aber ihr Bild wurde vom Menschen entworfen und soll dem Menschen ein Vorbild sein. In solchem Sinne steht Goethe neben Lessing, der das Wesen des Christentums in der Liebe sah und eine Religion der Humanität forderte.

Goethes Gedicht "Das Göttliche" lautet:

Das Göttliche

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!

Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekanntem
Höherm Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unführend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Böses und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen
Vorüber eilend
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kette vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Goethe vermeidet den Namen "Gott", weil man damit umgeht wie mit einem Bekannten. Er bedient sich lieber der Chiffre des "poetischen Polytheismus", der deutlicher macht, daß hier die wissenschaftliche Erkenntnis überschritten und transzendiert wird. So auch hundert Jahre später R.M. Rilke. Der späte Rilke sagt in den "Sonetten an Orpheus", daß wir Menschen des technischen Zeitalters unsere "uralte Freundschaft", die Götter, verloren haben, weil sie nicht an unsere Maschinen rühren, die immer größer werden, während der Mensch bei diesem Fortschritt an Kraft abnimmt, wie ein Schwimmer, der an Kraft verliert, je länger er schwimmt.

24 Sonett

Sollen wir unsere uralte Freundschaft, die großen
niemals werbenden Götter, weil sie der harte
Stahl, den wir streng erzogen, nicht kennt, verstoßen
oder plötzlich suchen auf einer Karte?

Diese gewaltigen Freunde, die uns die Toten
nehmen, rühren nirgends an unsere Räder.
Unsere Gastmähler haben wir weit, unsere Bäder
fortgerückt, und ihre uns lang schon zu langsamen
Boten

überholen wir immer. Einsamer nun, auf einander
ganz angewiesen, ohne einander zu kennen,
führen wir nicht mehr die Pfade als schöne Mäander,
sondern als Grade. Nur noch in Dampfkesseln
brennen
die einstigen Feuer und heben die Hämmer, die
immer

größeren. Wir aber nehmen an Kraft ab wie
Schwimmer.

In einem Sonett aus Rilkes Spätzeit wird gezeigt, wie die Menschen umsonst versuchen, die Götter (die "unbegrenzten Wesen") zu erkennen. Rilke nennt zwei Vertreter einer gesteigerten menschlichen Existenz, die Dichter und die Liebenden. Zu den Liebenden gehören auch die Mystiker, die Gottes Angesicht ekstatisch anschauen wollen, aber vom übergroßen Glanz geblendet werden. Die Dichter sind vorsichtiger; sie versuchen durch Gleichnisse, Bilder und Figuren die Götter zu zeigen, versteigen sich aber auf deren Spur von Sphäre zu Sphäre und machen "erschrocken" in den Himmeln halt. Erschrocken, weil das nicht die Wohnstatt des Menschen ist. Er muß das Göttliche auf dieser, unserer Erde suchen. Das Sonett lautet:

Der Liebende wird selber nie genug
euch überschauen, unbegrenzte Wesen;
denn wer vermag ein Angesicht zu lesen,
an dem sein Blick sich schimmernd überschlug?

Der Dichter hofft mit der und der Gestalt
euch gleichnishaft, vorsichtig zu beweisen
und steigt auf eurer Spur von Kreis zu Kreisen
und macht erschrocken in den Himmeln halt.

Am Ende ist er euch am nächsten dann,
wenn er sich plötzlich wie in süßer Trauer
von einem Gartenweg nicht trennen kann.

Eidechse hat sich eilig weggeragt,
während er an die warme Weinbergmauer

fast feierlich die leeren Hände legt.

Für uns, die wir den buddhistischen Begriff der "stillen Leerheit" und des "flüchtigen Lebens" kennen, ist es überraschend, bei dem deutschen Dichter diese Bilder der "leeren Hände" und der Eidechse, die sich eilig weg-geregt hat, anzutreffen. Damit soll der Unterschied zwischen Ost und West nicht verwischt werden. Wir müssen den Unterschied klar betonen. Aber etwas menschlich Gemeinsames ist da und erlaubt uns, das Fremde als solches zu sehen und zu verstehen.

In solchem Sinne möchte ich auf eine Analogie in der christlichen und buddhistischen Mystik hinweisen: In seiner Predigt über die Reinigung des Tempels sagt Meister Eckhart, wie Jesus die Händler aus dem Tempel getrieben hat, sollen auch wir allen Händlergeist aus der Seele austreiben. Und Händlergeist sei es noch, wenn wir das Gute tun, weil wir mit einer Belohnung im Jenseits rechnen. Erst wenn die Seele ganz leer, ganz rein, frei und "ledig" sei, könne Gott in der Seele wirken. Analog sagen die Zen-Buddhisten, der Mensch müsse sich in der Meditation von seinem Ich und von allem, was das Ich wünscht oder fürchtet, befreien. Erst wenn der Mensch ganz frei und "leer" ist, könne sich das Weltgesetz in ihm spiegeln und wirken. Dann ist die Erlösung durch Bud-dhas Gnade nichts anderes als die Selbsterlösung. "Die andere Kraft, d.h. die eigene Kraft. Die eigene Kraft, d.h. die andere Kraft".

Indem wir uns in der OAG mit der Kultur des Fernen Ostens befassen, lernen wir auch unsere eigene Kultur besser verstehen, wie man die eigene Sprache besser versteht, wenn man fremde Sprachen gelernt hat. Auf solche Weise wird unser Bild der Welt größer, weiter und umfassender. Und wenn wir in die Heimat zurück-

kehren, sehen wir betroffen, wie eng und beschränkt die Welt vieler Leute ist, auch wenn sie noch so geschickt reden. Und wir fühlen uns dann am wohlsten, wenn wir mit Menschen zusammen kommen, die einmal in Ostasien waren.

So war es ein Höhepunkt meiner Reise in diesem Sommer, als wir bei Schwalbes eingeladen waren und Herr Dr. Schwalbe am zweiten Abend ehemalige OAG Mitglieder einlud. Da kamen Herr Dr. Zahl und Frau, Frau von Stengel, Herr Dr. van Briessen und Frau, Herr Botschafter Dr. Breuer, Herr Töring (bis Kriegsende Vertreter von Bosch in Tokyo und während des Krieges in Karuizawa unser freundlicher Nachbar) und, last not least, Herr Correns, der gerade auch in München war. Sie können sich vorstellen, daß ich in diesem Kreise ganz zu Hause war.

Sofort muß ich aber hinzufügen, daß ich mich auch auf dem Lande bei den einfachen Menschen zu Hause fühlte. Mein Bruder fuhr mich am Oberrhein zu einem Schwarzwälder Bauernhof, wo wir auf dem gepflasterten Vorhof ausstiegen. Rechts stand, so groß wie eine Dorfkirche, die Scheune mit den Stallungen unten, links ein fließender Brunnen mit einem Forellenkasten und einem langen Trog für das Vieh, dahinter der Bauerngarten mit Gemüse und vielen Blumen. Aus dem stattlichen Haus kam uns die junge Bäuerin aufrecht wie eine Fürstin entgegen, begrüßte uns freundlich und führte uns durch das Haus auf die reben-umrankte Veranda, die sich an der ganzen Hausfront hinzog, mit dem Blick auf ein sanftes Tal, grüne Felder und Wiesen hüben und drüben, in der Ferne 2 oder 3 Bauernhöfe, am Horizont die dunklen Tannen des Schwarzwalds, darüber ein blauer Sommerhimmel.

Die Hausfrau bewirtete uns mit Kaffee und

Kirschkuchen, und als mein Bruder sie bat, doch etwas zu singen, da ich das auch gern hörte, holte sie, ohne sich zu zieren, ihre kleine Ziehharmonika und ein zerlesenes Notenheft. Sie spielte und sang neue und alte Lieder, und wir zwei brummt mit, wenn wir die Melodie kannten. - Da war ich auch ganz daheim.

Entschuldigen Sie mich bitte, meine Damen und Herren, daß ich Sie so kreuz und quer geführt habe! Aber das hat alles einen inneren Bezug zu unserer Weihnachtsfeier, die wir in der Fremde begehen. Natürlich denken wir dabei an die Heimat, an die Freunde und an das, was an Weihnachten in die Welt kam und unserem verdüster-ten Dasein Licht, Sinn und Wert geben soll.

Ich wünsche Ihnen fröhliche Weihnachten und ein glückliches neues Jahr.

1979

Wie schön, daß wir unsere Weihnachtsfeier wieder im eigenen Hause feiern können! Zwar gehört uns nur ein Drittel dieses großen Gebäudes, aber es steht auf unse-rem Grundstück, setzt eine hundertjährige Tradition fort, und beim Bauen hat man der OAG die ganze Verantwor-tung überlassen. Die Bundesregierung, die alles finan-zierte, hat nur kontrolliert und für jede Geldüberweisung Sicherheiten verlangt (damit niemand mit dem Geld durchbrennt). Ich bewundere unseren Schatzmeister, der diese Garantien in Höhe von vielen Millionen Yen aus der leeren OAG-Kasse hervorgezaubert hat, wie ein Zauberer lebendige Tauben aus einem leeren Zylinderhut. Und nun steht alles und ist eingeweiht und trägt den Namen "Deutsches Kulturzentrum". Dieser Name klingt anspruchsvoll, wenn man bei Kultur an die großen Namen denkt, die uns die Weltgeschichte überliefert; aber eigentlich ist Kultur nur dann wirklich, wenn sie von unzähligen Namenlosen in persönlicher Existenz verwirklicht wird. Zu diesen namenlosen Trägern der Kultur gehören auch die Mitglieder der OAG, und von einem solchen Mitglied, einem Ehrenmitglied, möchte ich heute erzählen: von Martin Netke, der jetzt hundert Jahre alt wäre, wenn er noch lebte.

Wenn man früher fragte: "Was ist eigentlich Herr Netke?", bekam man zur Antwort: "Wissen Sie nicht? Das ist doch der Mann von Frau Netke!" In der Tat war Frau Netke eine sehr bekannte Künstlerin, und nur wenige wissen, daß auch er ein Künstler war, nämlich Maler. Und als solchen lernte ich ihn vor über 50 Jahren kennen. Er war damals ein kräftiger blonder Mann mit

strahlenden blauen Augen, geboren in Elbing in Ostpreußen. Wenn man ihn sah, konnte man sich vorstellen, daß seine germanischen Vorfahren auf der Ostsee ihre Netze auswarfen und daher "die Netkes" genannt wurden.

Es muß eine gesunde Familie gewesen sein, denn Herr Netke wurde beinahe 90, seine Großmutter sogar 110 Jahre alt. Als sie 70 war, starb der Großvater, und sie bestellte gleich zwei Särge; in den zweiten legte sie Brautbriefe und andere liebe Andenken; darauf wollte sie dereinst zur ewigen Ruhe gebettet werden. Als sie aber 100 war, mußte die Familie umziehen, und als man den Sarg der Großmutter aus dem Keller holte, war zum Schrecken der Familie der Boden durchgefaut und vermodert. Aber die alte Dame lachte nur: "So hab ich doch meinen eigenen Sarg überlebt!"

Offenbar war die Familie auch wohlhabend, denn der junge Martin konnte, nachdem er das Gymnasium absolviert und seine Militärzeit abgedient hatte, die brotlose Kunst der Malerei studieren, und zwar in Paris und Berlin. Er heiratete und hatte gerade ein kleines Töchterchen, da brach 1914 der Krieg aus. Er kam als Offizier an die Ostfront, wurde mit einer größeren Truppenabteilung, die sich zu weit vorgewagt hatte gefangen, und verbrachte die letzten Kriegsjahre hinter Stacheldraht in Sibirien.

Als er endlich in die Heimat zurückkam, hatte seine Frau inzwischen einen anderen Mann gefunden. Er ließ sich scheiden, traf aber bald in Berliner Künstlerkreisen die schöne und begabte Sängerin Margarete Löwe. Es war Liebe auf den ersten Blick und fürs ganze Leben. Und als Frau Netke-Löwe einen Ruf an die Ueno Musikakademie erhielt, kam Martin Netke schon als Mann von Frau Netke nach Japan.

In Tokyo fand Netke sofort eine Anstellung als

Lektor für Deutsch an der Fremdsprachen-Akademie. Dort gab es schon einen deutschen Lektor, den Germanisten Dr. Roehn, aber die Nachfrage nach Deutsch war in den Zwanziger Jahren so groß, daß eine zweite Lektorenstelle eingerichtet und Netke berufen wurde.

Botschafter Dr. Solf interessierte sich für das Künstler-Ehepaar und verschaffte Herrn Netke den Auftrag, ein Porträt von Professor Sata zu malen. Sata war Rektor der Medizinischen Hochschule in Osaka und Präsident des Deutsch-Japanischen Vereins, den er gleich nach dem Kriege gegründet hatte, und dem viele einflußreiche Persönlichkeiten aus Osaka und Umgegend angehörten. Ich sah das Bild im Hause von Professor Sata; es hing in großem vergoldetem Rahmen über dem Kamin. Ich muß sagen, daß es dem Maler gelungen ist, das Sata-nische in den Zügen Satas markant darzustellen. Der dankbare Professor versprach, eine Netke-Ausstellung in Osaka zu veranstalten und beauftragte mit der Ausführung ein jüngeres Vereinsmitglied, den deutschfreundlichen Apotheker Mambei Takeuchi, der auch alles gut organisierte. Ich war damals in Osaka und mit Takeuchi gut bekannt; er lud mich zur Eröffnung der Ausstellung ein, und auch zum Abendessen mit dem Künstler. Damals sah ich Netke zum ersten Mal.

Von der Ausstellung ist mir besonders das fast lebensgroße Bildnis von Frau Netke in Erinnerung: eine blühende junge Frau in langem fußfreien Rock, - ganz so, wie ich sie bei einem Sommerkonzert in Karuizawa gesehen und gehört hatte. Leider war die Ausstellung kein Erfolg. Das hat zwei Gründe: Einmal gehörte Netke zur deutschen realistischen Malerschule, und in Japan wurde der französische Impressionismus großgeschrieben, - nicht mit Unrecht. Sodann erschien Netkes Technik altmodisch; seine Farben, die er sorgfältig auf der Palette

mischte und relativ dünn auftrug, waren klar, rein und leuchtend. Die damaligen japanischen Maler drückten aber die Farbe direkt aus der Tube mit dem Daumen auf die Leinwand, und man mußte zurückspringen, um zu erahnen, was gemeint war.

Einsichtig und bescheiden, wie er war, legte Netke seine Pinsel in den Malkasten und machte in der Ginza ein Photographengeschäft auf, das auch recht gut ging. Viele Ausländer ließen dort Porträt-Fotos und Paß-Fotos machen und ihre Filme entwickeln. Wenn er Unterricht hatte, vertrat ihn seine junge Assistentin Tsuru-san.

In der internationalen Gesellschaft der Hauptstadt waren die beiden Netkes bekannte und beliebte Persönlichkeiten. Dann kam das Jahr 1933; der Wind schlug um, auch in Japan. Im Jahre '36 wurde das Deutsch-Japanische Kulturabkommen geschlossen, wonach sich die japanische Regierung verpflichtete, keinen deutschen Lehrer anzustellen, der der deutschen Seite nicht genehm war. Und Frau Netke-Löwe war der Leitung der NSDAP nicht genehm. Sie verlor ihre Anstellung an der Musikakademie. Auch er verlor seine Anstellung an der Fremdsprachenakademie, vermutlich auf Machenschaften der Partei, denn er war, wie es damals hieß: "nicht-arisch versippt". Ein Nachfolger wurde nicht berufen; es scheint, daß die Regierung die Gelegenheit benützte, um diese zweite Lektorenstelle für Deutsch einzusparen.

Jedenfalls waren die Netkes auf einmal völlig vereinsamt, ganz auf sich allein angewiesen, und hielten sich mit Privatunterricht über Wasser, denn auch den Laden in der Ginza mußte Netke wegen der Schikanen der Polizei zumachen. Ein Ausländer, der Filme von Ausländern entwickelte, ohne sie der Polizei zu zeigen, war untragbar geworden. Bald kam der Krieg, und nach den ersten Luftangriffen gab die Fremdenpolizei Netkes den Rat, nach

Karuizawa zu evakuieren, da man in Tokyo nicht für ihre Sicherheit sorgen könne. Schon saßen aus Sicherheitsgründen mehrere der Polizei oder Gestapo mißliebige Ausländer im Internierungslager, und Netkes zogen es vor, dem Rat der Polizei zu folgen. In Karuizawa konnte man sich noch frei bewegen. Allerdings bekam man am Bahnhof keine Fahrkarte, es sei denn, man hatte eine besondere Reiseerlaubnis der Polizei. Also ganz Karuizawa war ein freundliches und für die Regierung kostenloses Internierungslager, aus dem Netkes sofort nach der Kapitulation Japans nach Tokyo zurückkehrten.

Zum Glück stand ihr Haus in Meguro noch; nur einige Fensterscheiben waren bei einem Bombeneinschlag in der Nachbarschaft geplatzt. Glas war damals nicht zu bekommen. Als der nun schon weißhaarige Herr Netke versuchte, die Fenster mit Holz und Papier abzudichten, kamen zufällig drei amerikanische Militärgeistliche in ihrem Jeep vorbei, sahen den alten Herrn sich abmühen und besorgten Fensterglas. Kaum waren die Fenster repariert, da erklärte der Hauswirt, er müsse das Haus verkaufen, und Netkes müßten ausziehen. Aber im ausgebombten Tokyo war es ganz unmöglich, eine Wohnung zu finden. Netkes klagten ihre Not einem japanischen Freunde, Herrn Kawakita, der durch den Import von deutschen Ufa-Filmen und andere Geschäfte wohlhabend geworden war. Er sagte ruhig: "Ich kaufe das Haus. Sie können so lange darin wohnen, wie Sie wollen. Miete will ich keine, aber Sie müssen die laufenden Reparaturen selbst besorgen." Und so wohnten Netkes bis zuletzt in dem gleichen Hause wie im eigenen Hause, wo man ja auch die Reparaturen bezahlen muß.

Martin Netke fand sofort eine Anstellung als Übersetzer bei der Besatzungsbehörde, und Frau Netke wurde trotz ihrer 60 Jahre wieder von der staatlichen

Musikhochschule angestellt, denn sie war eine sehr gute Gesangspädagogin; es war wohl zugleich eine Art Wiedergutmachung.

In jenen Tagen trat Herr Dr. von Weegmann, der 20 Jahre lang im Vorstand der OAG gewesen war, an Netke und mich heran und bat uns, mit ihm zusammen die OAG zu repräsentieren, falls das inzwischen konfiszierte Eigentum unserer Gesellschaft zurückgegeben würde. Netke war einverstanden. Nun gab es aber unter den Amerikanern einige Leute, die versuchten, die Freigabe des großen, wertvollen Grundstücks in Hirakawachō zu hintertreiben, und einer von ihnen war der unmittelbare Vorgesetzte Netkes. Er drängte ihn, die OAG solle sich freiwillig auflösen, sonst werde sie zwangsweise aufgelöst. Netke widersetzte sich mannhaft, obgleich er dadurch seine Anstellung aufs Spiel setzte. Diese Zivilcourage hat ihm die OAG nie vergessen. Wie hoffnungslos damals die Lage der OAG aussah, erkennen Sie daraus, daß der frühere Vorsitzende Herr Meißner in Deutschland eine neue OAG gründete, weil er überzeugt war, in Japan würde nie mehr eine deutsche OAG existieren können.

Wie Sie wissen, kam unsere OAG doch wieder zu neuem Leben, und bei der Weihnachtsfeier 1952 waren schon über hundert Teilnehmer im Tokyo Kaikan.

1955 veranstalteten die Schüler und Freunde von Frau Professor Netke-Löwe eine riesige Feier ihres 30. Japan-Jubiläums mit Musik und vielen freundlichen Reden. Für die deutsche Seite sprach Botschaftsrat Galinsky von der neuen Botschaft, und zum Abschluß der Feier sangen die Schüler und Schülerinnen von Frau Netke auf Deutsch die dritte Strophe des Deutschlandliedes: "Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland!" Bundespräsident Heuss verlieh ihr das Verdienstkreuz für ihre Förderung der deutschen

Musik in Japan. Daran wurde ich kürzlich erinnert, als ich in der "Zeit" einen merkwürdigen Japan-Artikel las, mit der Überschrift: "Bier, Beethoven, Hitler". Daß Deutschland hier in Japan als Heimat Beethovens und als Land der Musik berühmt und beliebt ist, daran ist Frau Professor Netke-Löwe mitschuldig, - nicht an den anderen Zwei.

Im folgenden Jahre 56 wurde das neue, jetzt alte OAG Haus eröffnet, Frau Netke besorgte für viele Weihnachtsfeiern die Musik, während Herr Netke in Vorstand und Wissenschaftlichem Ausschuß mitarbeitete. Bei Diskussionen hielt er sich bescheiden zurück, aber wenn es Arbeit gab, war er sofort bereit. Er hat schweigend hunderte von Druckbogen korrigiert, natürlich ohne Entgelt.

Mit dem Ende der Besatzung war auch seine Anstellung zu Ende gekommen. Er gab Privatstunden. Als dann die Deutsche Schule in Omori wieder ihre ersten Gehversuche als Kinderschule machte, wurde Netke als Lehrer für Zeichnen und Deutsch angestellt, bis Fachkräfte aus Deutschland kamen. Dann wurde er für einige Wochenstunden Deutsch an der Kyōiku Universität angestellt, wo er als Muster eines gewissenhaften, fleißigen und pünktlichen deutschen Mannes hochgeachtet war.

Seinen 80. Geburtstag feierte die OAG mit einem großen Abendessen, dem eine Aufführung japanischer Tänze voranging. Die Hauptversammlung wählte ihn zum Ehrenmitglied; er war nun nicht mehr im Vorstand, wurde aber noch zum Wissenschaftlichen Ausschuß eingeladen. Bei einer solchen Sitzung, die mit einem vorzüglichen Abendessen bei Dr. Kurt Brasch verbunden war, meinte Netke, er habe eigentlich kein Recht, teilzunehmen, da er kein Fachmann sei. Ich sagte: "Lieber Herr Netke! Fachleute haben wir genug; wir brauchen auch einen vernünftigen Mann, der den Standpunkt der

Mitglieder vertritt. Schließlich sind ja Vorstand und Ausschüsse für die Mitglieder da."

Auch Frau Netkes 80. Geburtstag wurde mit einem Abendessen in der OAG gefeiert, und unser damaliger Zweiter Vorsitzender, Herr Kaemmerer, hielt die Festrede. Frau Professor Netke-Löwe war als Professorin zurückgetreten, erhielt aber den Ehrentitel "Professor emeritus". Herr Netke konnte seinen Unterricht an der Kyōiku Universität fortsetzen, da er nur eine Nebenstelle hatte, die sehr mäßig bezahlt war. Als er weit über 80 war, schickte ihm der Dekan, Professor Hoshino, seinen Dienstwagen ins Haus, damit der alte Herr nicht in der überfüllten Bahn zu fahren brauchte. Hoshino selbst fuhr an diesen Tagen mit der Bahn in die Universität.

Bis ins hohe Alter verbrachten Netkes wie vor dem Kriege, so auch wieder nach dem Kriege jeden Sommer am Chūzenji-See bei Nikko. Sie hatten drei kleine, dunkle Zimmer in einem Fischerhaus am Ufer. Aber wenn morgens die Sonne schien, ruderte Netke seine Frau und die Dienerin Tsuru-san in seinem Boot über den stillen See. An einem sonnigen Strand frühstückten sie, lagen in der Sonne und badeten im kalten Bergsee. Bei der Rückfahrt setzte er ein Segel auf, das er aus den Resten seiner Malerleinwand angefertigt hatte, und mit dem Wind im Rücken glitten sie gemächlich zurück, während die Sonne auf der Leinwand malte.

Chūzenji wurde ihnen zu einer Heimat, da beide ihre deutsche Heimat (er Ostpreußen, sie Schlesien) infolge des unglückseligen Krieges verloren hatten. Über Geographie und Flora von Chūzenji sprach Martin Netke einmal in der OAG und zeigte Lichtbilder, die er mit dem Auge des Malers aufgenommen hatte. Es war einer der letzten naturkundlichen Vorträge bei uns.

Kurz vor seinem 90. Geburtstag starb Martin Netke

plötzlich am Herzschlag in seinem Arbeitszimmer, während Frau Netke in einem anderen Zimmer herzleidend zu Bett lag und nichts vom Tod ihres geliebten Mannes erfahren durfte, da man für ihr Leben fürchtete. So wußte sie auch nichts von der Trauerfeier in der Kreuzkirche, wo Dr. Hans Schwalbe für die OAG Worte des Danks und des Abschieds sagte. Ich war damals gerade auf Heimaturlaub. Als ich wiederkam, besuchte ich sofort Frau Netke, die mit schwacher Stimme sagte: "Martin ist nicht in Tokyo." Ich nickte mit dem Kopf und erzählte von meiner Reise. Nicht lange darauf folgte sie ihrem Manne nach, und die Trauerfeier wurde in der Kreuzkirche unter sehr großer Beteiligung von Japanern, Deutschen und anderen Ausländern abgehalten. für die Deutschen sprach Generalkonsul Galinsky, der eigens aus Kobe gekommen war. Die kirchlichen Feiern hatten deshalb eine besondere Bedeutung, da beide Netkes fromme Christen waren, wenn sie auch wenig darüber sprachen. Aber das hat ihnen, glaube ich, die Kraft gegeben, die Jahre der Defamierung ohne psychischen Defekt zu überstehen und sich nach dem Kriege wieder ohne Ressentiments mit Deutschland zu identifizieren, das ja nun freilich ein anderes Deutschland geworden war.

Das ist nun alles schon zehn Jahre her, aber ich wurde daran erinnert, als ich kürzlich einen Anruf von der amerikanischen Botschaft bekam; ein früherer Diplomat wollte wissen, wo die Gräber der beiden Netkes seien. Ich fragte ihn, ob er sie gekannt habe, und als er sagte, er sei mit ihnen befreundet gewesen, erzählte ich - den Rest der Geschichte.

Tsuru-san, die über 40 Jahre treu für die Netkes gesorgt hatte, stellte die Urnen mit der Asche der Verstorbenen im Meguro Hause auf und schmückte sie täglich mit frischen Blumen. Nach einem halben Jahr war

die Hinterlassenschaft durch die Botschaft geordnet und das Inventar verkauft. Sie mußte ausziehen; so lange hatte Herr Kawakita geduldig gewartet. Da nun weder Netkes Tochter aus erster Ehe in Deutschland, noch Frau Netkes Schwägerin in Süd-Afrika die Asche reklamierte, nahm Tsuru-san, kurz entschlossen, die beiden Urnen, reiste nach Nikko und versenkte sie an einer schönen Stelle in den See. Der Amerikaner fand das sehr vernünftig, da er wußte, wie sehr Netkes Chūzenji geliebt hatten. Er wußte aber auch, daß eine solche Beisetzung nach japanischem Gesetz nicht erlaubt ist. Eben darum wollte Tsuru-san niemanden in ihre illegale Aktion verwickeln. Nach alter japanischer Art nahm sie schweigend alle Verantwortung allein auf sich. Auch ich erfuhr die vollendete Tatsache erst im folgenden Sommer, und zwar durch den Sohn des Fischers, bei dem Netkes immer wohnten. Er hatte Tsuru-san auf den See hinausgefahren und ihr geholfen, die mit Steinen beschwerten Urnen zu versenken. Dann streuten sie Blumen auf die Wellen und kehrten nach einem stummen Gebet zurück. Ich fragte nicht, nach welcher Religion das Gebet war. Wohl nach einer weltweiten Religion ohne Worte.

Seither ist der verträumte Bergsee ein Touristenziel geworden; Motorschnellboote rattern über den See und verschmutzen das klare Wasser. Der stille Uferweg ist eine verkehrsreiche Autostraße geworden. Die Maschine hat auch diese stille Landschaft erobert. Das ist nun einmal das Schicksal einer Industrienation. Wir können nicht mehr zurück zur Natur. Wir müssen den einmal beschrittenen Weg entschlossen weitergehen und die Technik so entwickeln, daß der Mensch wieder Herr über die Maschine wird und noch etwas freie Natur übrig läßt.

Das ist allerdings leichter gesagt als getan. Gerade in diesem Jahr haben das große Flugzeug-Unglück in

Amerika und das Malheur mit dem Atomkraftwerk die ganze Welt in Schrecken versetzt. Man hat plötzlich erkannt, daß unser Leben täglich und stündlich davon abhängt, ob die Unbekannten, die mit unseren Maschinen zu tun haben, ihre Pflicht tun. Auch wir sitzen hier gemütlich in diesem schön geschmückten Saal, während unten im Keller die Maschinen summen. Wir vertrauen selbstverständlich darauf, daß die Unbekannten, die diese Maschinen kontrollieren und dafür von uns bezahlt werden, gewissenhaft ihre Pflicht tun. Das Wort "Pflicht", das aus unserem Wortschatz schon beinahe verschwunden ist, bekommt auf einmal neue Bedeutung. Das technische Problem ist ein moralisches Problem geworden, und auch ein pädagogisches, denn die künftigen Ingenieure und die künftigen Unternehmer müssen für ihre riesige Verantwortung erzogen werden; ebenso die Angestellten und Arbeiter, die den automatisierten Maschinen nicht passiv zuschauen dürfen; sie müssen diese komplizierten Maschinen kennen, kontrollieren und auf ihre Warnungssignale richtig reagieren.

Das Problem der Technik ist ein geistiges Problem. Das hat schon vor 60 Jahren der Dichter Rilke erkannt, als er sagte: "Alles Erworbene bedroht die Maschine, solange sie sich erdreistet, im Geist, statt im Gehorsam zu sein". In dem gleichen Gedicht vergleicht er die Bauten der alten Zeit, die von Menschenhand schöner, aber viel langsamer errichtet wurden, mit dem modernen, technischen Bau (er nennt ihn den "entschlossenen Bau"), der sich mit Hilfe von Maschinen in kurzer Zeit in den realen Raum erhebt, - allerdings im Falle der OAG nicht höher, als es die Nachbarn erlauben. Und diesem realen Bau stellt der Dichter den idealen Bau einer musikalischen Komposition gegenüber, die sich wie eine Kathedrale aus Tönen (er sagt "aus den bebendsten Stei-

nen") in einen Raum erhebt, der technisch unbrauchbar ist, in den Raum der Kunst. Der Dichter weiß, wie unser Dasein durch die Maschine bedroht ist. Er weiß aber auch, daß unser Dasein immer noch an hundert Stellen verzaubert ist, ursprünglich, ein Wirken reiner Kräfte, die niemand begreift, der nicht kniet und bewundert.

Das Gedicht finden Sie in den "Sonetten an Orpheus" (Zweiter Teil, Nummer 10). Es lautet:

Alles Erworbtne bedroht die Maschine, solange
sie sich erdreistet, im Geist, statt im Gehorsam zu
sein.
Daß nicht der herrlichen Hand schöneres Zögern
mehr prange,
zu dem entschlossenen Bau schneidet sie steifer den
Stein.

Nirgends bleibt sie zurück, daß wir ihr ein Mal
entrönnen
und sie in stiller Fabrik ölend sich selber gehört.
Sie ist das Leben. Sie meint es am besten zu können,
die mit dem gleichen Entschluß ordnet und schafft
und zerstört.

Aber noch ist uns das Dasein verzaubert. An hundert
Stellen ist Ursprung, ein Spiel von reinen
Kräften, die keiner berührt, der nicht kniet und
bewundert.

Noch gehn Worte zart am Unsäglichen aus ...
Und die Musik, immer neu, aus den bebendsten
Steinen
baut im unbrauchbaren Raum ihr vergöttlichtes
Haus.

Der Dichter, der im Element der Sprache schafft, kennt die Magie des Wortes, aber auch seine Grenzen, "Worte gehn zart am Unsäglichen aus", zart, voll Rücksicht auf das Unsagbare, - was es auch sein mag, das unsagbare Wunder des Seins, oder was uns an Weihnachten besonders gegenwärtig ist: Geburt und Tod, Liebe und Opfer, Schuld und Erlösung. Die Kunst aller Zeiten und aller Völker versucht das, was Worte nicht direkt aussagen und definieren können, indirekt durch Gleichnis, Symbol, Chiffre, Bild und Klang dem fühlenden Herzen nahezubringen. Und gerade an Weihnachten merken wir, daß da, wo Worte versagen, die Musik ihr vergöttlichtes Haus aufbaut. Darum will ich keine Worte mehr machen und der Musik den Platz einräumen.

Robert Schinzinger, geb. am 8.2.1898 in Freiburg i.B., studierte Philosophie und Germanistik an den Universitäten Berlin, Freiburg, Marburg, Hamburg und Heidelberg. (Dr. phil. Hamburg 1922).

Ab 2.9.1923 Lektor an der Osaka Kōtōgakkō, ab 1.4.1942 an der Tokyo Universität.

Von 1951 bis 73 Professor für deutsche Geistesgeschichte an der Gakushuin Universität in Tokyo. Verfasser zahlreicher Abhandlungen und Mitherausgeber des "Wörterbuchs der deutschen und japanischen Sprache".

Bundesverdienstkreuz 1955, Goldene Goethe Medaille 1968, japanischer Orden vom Hl. Schatz 1969.

Mitglied der OAG seit 1923, im Vorstand 1951 bis 68, Vorsitzender 1959 bis 68. Seither Ehrenmitglied.